

NACHRICHTEN

DER RUDOLF STEINER-NACHLASSVERWALTUNG
MIT VERÖFFENTLICHUNGEN AUS DEM ARCHIV

Nr. 10

Dornach

Sommer 1963

RUDOLF STEINER

DIE OKKULTE GRUNDLAGE IN GOETHES SCHAFFEN

Die theosophische Wirksamkeit wird ihre allgemeine große Mission in der gegenwärtigen Kultur nur erfüllen können, wenn sie die besonderen Aufgaben wird erfassen können, die ihr in jedem Lande durch die geistigen Besitztümer des Volkes erwachsen. In Deutschland werden diese besonderen Aufgaben mitbestimmt durch das Erbe, das seinem Geistesleben durch die großen Genien hinterlassen worden ist, die um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts gelebt haben. Wer an diese, an Lessing, Herder, Schiller, Goethe, an Novalis, Jean Paul und viele andere mit theosophischer Gesinnung und Lebensauffassung herantritt, der wird zwei wichtige Erlebnisse haben. Das eine ist, daß ihm von einer geistig vertieften Anschauung ein neues Licht auf das Wirken und die Werke dieser Genien fällt; das andere, daß von ihnen Lebenssaft in die Theosophie einströmt, der in ungeahnter Weise befruchtend und kräftigend wirken muß. Man kann, ohne Übertreibung, sagen, der Deutsche wird die Theosophie verstehen, wenn er dem Besten Verständnis entgegenbringt, was seine führenden Geister gewollt und in ihren Werken verkörpert haben.

Es wird die Aufgabe kommender Zeiten sein, die theosophischen und okkul-ten Grundlagen des großen Aufschwunges im deutschen Geistesleben um die gekennzeichnete Zeit darzulegen. Dann wird es sich zeigen, wie vertraut und intim man mit den Werken dieser Zeit als Theosoph werden kann. Hier kann nur mit wenigen Andeutungen auf den *einen* Genius hingewiesen werden, der im Mittelpunkte dieser Zeitkultur stand, auf *Goethe*. Es gibt eine Möglichkeit, das theosophische Wirken mit Goethes Gedankenformen und mit seiner Gesinnung zu beleben; und diese Belebung kann zur Folge haben, daß Theosophie in Deutschland nach und nach als etwas dem Volksgeiste Verwandtes erscheinen muß, daß man erkennen wird: die Grundlage theosophischer Auffassung sei keine andere als diejenige, aus der Deutschlands großer Dichter und Denker auch die Kraft zu seinem Schaffen gewonnen hat.

Die Einsichtvollsten, die mit oder um Goethe gelebt haben, gestanden ihm uneingeschränkt zu, daß es keinen Zweig des Geisteslebens gäbe, der nicht befruchtet werden könnte durch die Art, wie er Welt und Leben anschaute. Man darf sich nur nicht irre machen lassen durch die Tatsache, daß der Geisteskern Goethes *unter* der äußeren Oberfläche seiner Werke verborgen ist. Man muß intim mit diesem Geisteskern werden, wenn man zum vollkommenen Verständnisse vordringen will. Damit soll nicht etwa gesagt werden, daß man sich unempfänglich machen soll für das Formschöne und unmittelbare Künstlerische in Goethes Werken. Nicht in eine abstrakte Deutung Goethescher Kunst durch Verstandessymbole und Allegorien soll verfallen werden. Aber wie eine edle Gesichtsphysiognomie nichts verlieren kann an Bewunderung der Formschönheit, wenn für den Betrachter die Größe der Seele durch diese Schönheit hindurchstrahlt, so kann auch Goethes Kunst nichts verlieren, sondern nur unendlich gewinnen, wenn man die äußeren Ausdrücke seines Schaffens durchleuchtet mit der Tiefe der Weltauffassung, die in seiner Seele gelebt hat.

Goethe hat es selbst oft angedeutet, wie eine solch vertiefte Auffassung seines Schaffens vollberechtigt ist. Am 29. Januar 1827 sagte er zu seinem ergebenen Sekretär Eckermann in bezug auf seinen «Faust»: Es «ist alles sinnlich und wird, auf dem Theater gedacht, jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an der *Erscheinung* hat; dem *Eingeweihten* wird zugleich der *höhere Sinn* nicht entgehen».

Es bedarf nur eines wirklich unbefangenen Einlebens in Goethes Schaffen, um zu erkennen, daß bei ihm nur eine *esoterische* Auffassung zu einem vollen Verständnis seines Wirkens führen kann. In ihm lebte der Drang, in allen sinnlichen Erscheinungen die verborgenen geistigen Kräfte zu finden. Eine Grundregel seines Forschens war es, daß in den *äußeren* Tatsachen *innere* Geheimnisse sich ausdrücken, und daß nur derjenige die Natur verstehen könne, der die Erscheinungen wie Buchstaben betrachte, welche den inneren Sinn des geistigen Wirkens lesbar machen müssen. Nicht bloß als dichterischer Einfall, sondern wie das Ergebnis seiner ganzen Weltbetrachtung stehen im Chorus mysticus am Ende seines «Faust» die Worte: «Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis». Und in der Kunst sah er nichts anderes als eine Auslegung tiefster Weltgeheimnisse. Nach seiner Ansicht sollten durch sie Dinge offenbar werden, welche schaffend in der Natur wirken, aber mit den Mitteln dieser selbst nicht zum Ausdrucke gelangen können. Denselben Geist suchte er in den Erscheinungen der Natur und in den Werken des schaffenden Künstlers; nur die Mittel der Darstellung waren ihm für beide verschieden. – Immer mehr arbeitet er sich eine Anschauung aus von einer sich entwickelnden Stufenfolge aller Welterscheinungen und Wesen, um den Menschen als eine Zusammenfassung anderer Reiche zu begreifen. Der Geist im Menschen ist ihm die Offenbarung seines Allgeistes, und die anderen Naturreiche mit ihren Formen zeigen sich ihm als der Weg der Entwicke-

lung zum Menschen hin. Und all das bleibt bei ihm nicht Theorie, sondern wird lebendiges Element seines Schaffens, fließt ein in alles, was er wirkt. In schönster Weise hat Schiller diese Eigenart des Goetheschen Geistes gekennzeichnet in dem Briefe, mit dem er die vertraute Freundschaft der beiden einleitet (23. August 1794): «Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf...» In seiner Schrift über die Winckelmann hat Goethe ausgesprochen, wie er die Stellung des Menschen im Werdegange der Naturreiche empfindet: «Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern.»

Es war Goethes Lebensarbeit, sich über diesen Werdegang der Wesensreiche immer klarer zu werden. Als er die Stufe seiner Einsichten nach seiner Übersiedlung nach Weimar (etwa 1780) zusammenfaßte in dem schönen Prosahymnus «Die Natur», da hat das Ganze noch eine abstrakte pantheistische Färbung. Er muß noch Worte gebrauchen, um die verborgenen Wesenskräfte zu kennzeichnen, die bald seiner vertieften Anschauung nicht mehr genügen. Aber auch in diesen Worten ist schon die Anlage zu dem enthalten, was dann in ihm sich in so vollkommener Form ausbildete. Er sagt da unter anderem: «Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen, ... Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen. Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder; *alles ist neu, und doch immer das Alte* ... Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isoliertesten Begriff; und doch macht alles eins aus ... Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen, allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann ... Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte ... Sie gibt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt ... Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht. Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe ... Sie hat alles isoliert, um alles zusammenzuziehen ... Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit.» Als Goethe dann, auf der Höhe seiner Einsicht (1828) zurückblickte auf diese Stufe, da sprach er sich so darüber aus: «Ich möchte die Stufe damaliger Einsicht einen Komparativ nennen, der seine Richtung gegen

einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern angedrängt ist . . . Die Erfüllung aber, die ihm fehlt, ist die Anschauung der zwei großen Triebkräfte der Natur: der Begriff von *Polarität* und von *Steigerung*, jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig nennen, angehörig. Jene ist in immerwährendem Anziehen und Abstoßen, diese in immerstrebendem Aufsteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiert und wirksam sein kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, sowie sich's der Geist nicht nehmen läßt, anzuziehen und abzustoßen.» – Mit diesen Vorstellungen trat Goethe an das Tierreich, das Pflanzenreich und an die mineralische Welt heran, um von der offenbaren Mannigfaltigkeit der sinnlichen Erscheinungen die verborgene geistige Einheit zu begreifen. Was er «Urpflanze», «Urtier» nannte, ergab sich ihm auf diese Weise. Und hinter diesen Vorstellungen stand bei ihm als die tätige Geisteskraft die Intuition. Sein ganzes Wesen strebte darnach, in seine Betrachtung der Dinge das aufzunehmen, was man in der Theosophie *Toleranz* (Uparati) nennt. Und immer mehr und mehr suchte er sich durch die strengste innere Selbsterziehung diese Eigenschaft anzueignen. Zahlreich sind die Äußerungen, in denen er von dieser seiner Selbsterziehung spricht. Hier sei nur die eine charakteristische aus der «Kampagne in Frankreich» (1792) angeführt. «Wie ich überhaupt ziemlich unbewußt lebte und mich vom Tag zum Tage führen ließ, wobei ich mich, besonders die letzten Jahre, nicht übel befand, so hatte ich die Eigenschaft, niemals weder eine nächst zu erwartende Person noch eine irgend zu betretende Stelle vor auszudenken, sondern diesen Zustand unvorbereitet auf mich einwirken zu lassen. Der Vorteil, der daraus entsteht, ist groß: man braucht von einer vorgefaßten Idee nicht wieder zurückzukommen, nicht ein selbstbeliebig gezeichnetes Bild wieder auszulöschen und mit Unbehagen die Wirklichkeit an dessen Stelle aufzunehmen.» So suchte er sich immer höher, bis zu dem Gesichtspunkt der Unterscheidung des Realen von dem Unrealen zu erheben (Viveka).

Nur andeutend hat Goethe über die eigentliche Grundlage dieses seines Wesens gesprochen. Er tut es zum Beispiel in dem Gedicht «Geheimnisse», das sein Bekenntnis zum *Rosenkreuzertum* enthält. Es ist in der Mitte der achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts entstanden und wurde von denjenigen, die Goethe intim kannten, als eine reine Offenbarung seines Wesens genommen. Im Jahre 1816 wurde er dann von einer «Gesellschaft studierender Jünglinge in einer der ersten Städte Norddeutschlands» aufgefordert, sich über den tieferen Sinn des Gedichtes zu äußern. Er gab eine Erklärung, die ganz wohl als eine Umschreibung der drei Programmpunkte der Theosophischen Gesellschaft angesehen werden kann.

Nur wenn man solche Dinge bei Goethe in ihrer vollen Tiefe zu würdigen versteht, ist man in der Lage, den «höheren Sinn» zu erkennen, den Goethe, nach seinem eigenen Ausspruche, für die «Eingeweihten» in seinen «Faust» gelegt hat. – Im zweiten Teile dieses dramatischen Gedichtes liegt tatsächlich, was Goethe

über das Verhältnis des Menschen zu den «drei Welten», der physischen, astralischen und spirituellen, zu sagen hatte. Von diesem Gesichtspunkte aus stellt sich die Dichtung dar als der Ausdruck für die Inkarnation des Menschen. – Eine Figur, die dem Verständnisse, das sich nicht auf eine okkulte Grundlage stellen will, unübersteigliche Schwierigkeiten macht, ist der *Homunculus*. Jeder Zug, jedes Wort wird aber klar, wenn man von dieser Grundlage ausgeht. Homunculus wird mit Hilfe des Mephistopheles erzeugt. Dieser ist der Repräsentant der hemmenden und zerstörenden Kräfte des Universums, die sich im Reiche des Menschlichen als das Böse kundgeben. Goethe will den Anteil charakterisieren, welchen das Böse an der Entstehung des Homunculus hat. Und aus diesem soll ja ein Mensch werden. Deshalb soll er auf dem Boden der «Klassischen Walpurgisnacht» durch die niederen Reiche der Natur hindurchgeführt werden. Er ist, bevor er diese Wanderung unternimmt, nur ein Teil der Menschennatur. Bezeichnend ist, was er über diese seine Beziehung zur «irdischen» Menschennatur selbst sagt:

Ich schwebe so von Stell' zu Stelle
Und möchte gern im besten Sinn entstehn,
Voll Ungeduld, mein Glas entzwei zu schlagen;
Allein, was ich bisher gesehn,
Hinein da möcht' ich mich nicht wagen.
Nur, um dir's im Vertraun zu sagen:
Zwei Philosophen bin ich auf der Spur;
Ich horchte zu, es hieß: Natur! Natur!
Von diesen will ich mich nicht trennen,
Sie müssen doch das irdische Wesen kennen,
Und ich erfahre wohl am Ende,
Wohin ich mich am allerklügsten wende.

Ganz deutlich wird das Wesen des Homunculus, wenn von ihm gesagt wird:

Es fragt um Rat, und möchte gern entstehn.
Er ist, wie ich von ihm vernommen,
Gar wundersam nur halb zu Welt gekommen.
Ihm fehlt es nicht an geistigen Eigenschaften,
Doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften.
Bis jetzt gibt ihm das Glas allein Gewicht,
Doch wär' er gern zunächst *verkörperlicht*.

Dazu wird noch hinzugefügt:

Er ist, mich dünkt, hermaphroditisch.

Goethe hat die Absicht, den *Astralleib* des Menschen vor der Inkarnation in die irdische Stofflichkeit darzustellen. Deutlich macht er das noch dadurch, daß er Homunculus mit *hellseherischen* Kräften ausstattet. Dieser sieht nämlich den Traum Faustens im Laboratorium, in dem mit Hilfe des Mephistopheles

gearbeitet wird. – Dann wird im weiteren Verlauf der Klassischen Walpurgisnacht die Verkörperung des Homunculus, also des Astralmenschen, geschildert. Er wird an *Proteus*, den Geist der Verwandlungen durch die Naturreiche gewiesen:

Hinweg zu Proteus! Fragt den Wundermann,
Wie man entstehn und sich verwandeln kann.

Und dieser schildert den Weg, den der astralische Mensch durch die Naturreiche zu nehmen hat, um zur irdischen Verkörperung, zu einem physischen Leib zu kommen:

Im weiten Meere mußt du anbeginnen!
Da fängt man erst im Kleinen an
Und freut sich, Kleinste zu verschlingen,
Man wächst so nach und nach heran
Und bildet sich zu höherem Vollbringen.

Es ist damit der Durchgang des Menschen durch das Mineralreich geschildert. Besonders anschaulich macht Goethe den Eintritt des Homunculus in das Pflanzenreich. Homunculus sagt:

Hier weht gar eine weiche Luft,
Es *grunelt* so, und mir behagt der Duft!

Wie erklärend fügt der anwesende Philosoph *Thales* zu dem Vorgange die Worte hinzu:

Gib nach dem löblichen Verlangen,
Von vorn die Schöpfung anzufangen!
Zu raschem Wirken sei bereit!
Da regst du dich nach ewigen Normen
Durch tausend, abertausend Formen,
Und bis zum Menschen hast du Zeit.

Auch der Augenblick, wo das ungeschlechtliche Menschenwesen die Zweigeschlechtlichkeit und damit die sinnliche Liebe eingepflanzt erhält, wird dargestellt:

Und rings ist alles vom Feuer umronnen;
So herrsche denn *Eros*, der alles begonnen!

Daß wirklich die Umkleidung des Astralleibes mit dem aus den irdischen Elementen gebauten physischen Körper gemeint ist, wird noch besonders ausgesprochen in den Schlußversen des zweiten Akts:

Heil den mildgewognen Lüften!
Heil geheimnisreichen Grüften!
Hochgefeiert seid allhier,
Element' ihr alle vier!

Die Entwicklung der Wesen im Laufe der Erdbildung bringt Goethe hier in Zusammenhang mit der Inkarnation des Menschen als eines besonderen Wesens. Dieses wiederholt als solches die Vorgänge, welche die Menschheit durchgemacht hat, um zu ihrer gegenwärtigen Gestalt zu gelangen. Mit diesen Ideen stand er ganz auf dem Boden der Evolutionslehre des Okkultismus. Die niederen Wesen dachte er sich in ihrer Entstehung so, daß der Impuls, der zu Höherem hinstrebt, auf einer gewissen Stufe festgehalten wird. In seinem Tagebuche der Schweizer Reise von 1797 notiert er ein in dieser Beziehung interessantes Gespräch mit dem Tübinger Professor Kielmeyer, in dem die Worte enthalten sind: «Über die Idee, daß die höheren organischen Naturen in ihrer Entwicklung einige Stufen vorwärts machen, auf denen die anderen hinter ihnen zurückbleiben.» Von dieser Idee sind seine Pflanzen-, Tier- und Menschenstudien ganz durchdrungen; und im «Faust» sucht er in der Menschwerdung des Homunculus dieser Auffassung eine künstlerische Form zu geben. Als er bekannt wird mit Howards Wolkenbildungslehre, spricht er seinen Gedanken über die Beziehung der geistigen Urbilder zu den sich wandelnden Formen mit den Worten aus:

Wenn Gottheit Kamarupa, hoch und hehr,
Durch Lüfte schwankend wandelt leicht und schwer,
Des Schleiers Falten sammelt, sie zerstreut,
Am Wechsel der Gestalten sich erfreut,
Jetzt starr sich hält, dann schwindet wie ein Traum,
Da staunen wir und traun dem Auge kaum.

Nun kommt aber im «Faust» auch zur Darstellung, wie die unvergängliche geistige Wesenheit zu den vergänglichen Hüllen des Menschen in Beziehung steht. Dieses Unvergängliche muß Faust bei den «Müttern» aufsuchen. Und damit ergibt sich ungezwungen die Erklärung dieser wichtigen Szene im zweiten Teile des «Faust». Als eine Dreieit (in Übereinstimmung mit der theosophischen Lehre von Atma-Budhi-Manas) stellt sich Goethe das eigentliche Wesen des Menschen vor. Und den Gang zu den «Müttern» kann man, in theosophischer Sprache ausgedrückt, ein Eindringen Fausts in das devachanische Reich nennen. Dort soll er finden, was von Helena vorhanden ist. Sie soll sich ja wiederverkörpern, das heißt sie soll aus dem Reiche der «Mütter» zurückkehren auf die Erde. Im dritten Akt sehen wir sie in der Tat wiederverkörpern. Dazu war notwendig eine Vereinigung der drei Naturen des Menschen: der astralischen, physischen und spirituellen. Am Ende des zweiten Aktes hat sich das Astralische (Homunculus) mit der physischen Hülle umgeben, und diese Vereinigung kann jetzt die höhere Natur in sich aufnehmen. In solcher Auffassung kommt innere dramatische Einheit in die Dichtung, während bei einem nicht okkulten Eindringen die einzelnen Geschehnisse nur eine willkürliche Zusammenfügung poetischer Aggregate blieben. Ohne auf die okkulte Grundlage der Dichtung Rück-

sicht zu nehmen, hat schon der Frankfurter Professor Veit Valentin auf den inneren Zusammenhang des Homunculus und der Helena in einem interessanten Buche aufmerksam gemacht («Die Einheit des ganzen <Faust>», 1896). Doch kann der Inhalt dieser Schrift nur eine geistvolle Hypothese bleiben, wenn man nicht bis zum okkulten Untergrunde des Ganzen vordringt. Goethe denkt sich den Mephistopheles als ein Wesen, dem das devachanische Reich unbekannt ist. Er ist nur im Astralischen heimisch. Daher kann er Dienste leisten beim Entstehen des Homunculus; aber er kann Faust nicht in das Reich der «Mütter» begleiten. Ja, für ihn ist dies Reich sogar ein «Nichts». Er sagt zu Faust, indem er ihm von dieser Welt spricht:

Nichts wirst du sehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören, den du tust,
Nichts Festes finden, wo du ruhst.

Doch Faust ahnt sogleich in seiner spirituellen Begabung, daß er in diesem Reiche das eigentliche Wesen des Menschen finden werde:

Nur immer zu! Wir wollen es ergründen:
In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.

Und in der Beschreibung, die Mephistopheles gibt von der Welt, die er nicht betreten darf, erkennt man genau, was Goethe sagen will:

Versinke denn! Ich könnt' auch sagen: steige!
's ist einerlei. Entfliehe dem Entstandnen
In der Gebilde losgebundne Reiche;
Ergetze dich am längst nicht mehr Vorhandnen;
Wie Wolkenzüge schlingt sich das Getreibe . . .
Ein *glühnder Dreifuß* tut dir endlich kund,
Du seist im tiefsten, allertiefsten Grund.
Bei seinem Schein wirst du die Mütter sehn;
Die einen sitzen, andre stehn und gehn,
Wie's eben kommt. Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung.
Umschwebt von Bildern aller Kreatur . . .

Erst durch das «Urbild», das Faust aus dem devachanischen Reich der «Mütter» holt, kann der durch das Physische hindurchgegangene astralische Homunculus geistbegabter Mensch werden, eben die *Helena*, die dann im dritten Akt wirklich auftritt. Goethe hat dafür gesorgt, daß Tieferblickende seine Meinung verstehen können, denn in den Gesprächen mit Eckermann hat er den Schleier von der Sache gezogen, soweit es ihm zugänglich erschien. Am 16. Dezember 1829 sagte er über den Homunculus: «Denn solche geistige Wesen wie der Homunculus, die durch eine vollkommene Menschwerdung noch nicht verdüstert und beschränkt worden, zählte man zu den Dämonen.» Und weiter deutet er an dem-

selben Tage an, wie dem Homunculus noch das Mentale fehlte: «Das Räsionieren ist nicht seine Sache; er will handeln.»

Der ganze weitere Fortgang der dramatischen Handlung im «Faust» schließt sich nach dieser Auffassung zwanglos an das Vorhergehende. Faust ist mit den Geheimnissen der «drei Welten» bekannt geworden. Er schaut deshalb im weiteren als Mystiker die Welt an. Man könnte nun Szene für Szene in diesem Sinne deuten. Doch soll nur noch auf Einzelnes hier aufmerksam gemacht werden. Als gegen den Schluß die *Sorge* an Faust herantritt, wird er äußerlich blind. Allein er hat auf seinem Entwicklungsgange die Fähigkeit des «inneren Schauens» sich erworben:

Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im *Innern leuchtet helles Licht.*

Goethe hat auf die einmal an ihn gestellte Frage, wie Faust endige, ausdrücklich die Antwort gegeben: er werde am Schlusse Mystiker. Und nur in dieser Art sind die bedeutungsvollen Worte des Chorus mysticus zu deuten, in welche das Gedicht ausklingt. – Im «West-Östlichen Diwan» spricht er sich ja auch deutlich über die «geistige Menschwerdung» aus. Es ist für ihn die Vereinigung der Menschenseele mit dem «höheren Selbst». Die Illusion, daß der wahre Mensch in seinen äußeren Hüllen bestehe, muß absterben; dann entsteht («wird») der «höhere Mensch». Deshalb beginnt er sein Gedicht «Selige Sehnsucht» mit den Worten:

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet,
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

Und er schließt:

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: *Stirb und werde!*
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Ganz im Einklang damit ist der Chorus mysticus. Denn nichts anderes spricht dieser aus als das folgende: Den vergänglichen Erscheinungen der äußeren Welt liegt das Geistig-Unvergängliche zum Grunde, und man gelangt zu dem letzteren, wenn man das Vergängliche nur als ein Sinnbild des verborgenen Geistigen ansieht:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis.

Was der auf die Sinnenwelt und ihre Formen hingebundene Verstand nicht erreichen kann, das enthüllt sich in wirklicher Anschauung vor dem «geistigen Schauen», und was dieser Verstand nicht beschreiben kann, das ist eine «Tat» in den Regionen des Geistigen:

Das Unzulängliche,
Hier wirds Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ists getan . . .

Und im Einklange mit aller mystischen Symbolik stellt Goethe die höhere Natur des Menschen als ein «Weibliches» dar, das mit dem göttlichen Geiste sich vereinigt. Denn nur diese Befruchtung der geläuterten und zum Göttlichen hinanziehenden Menschenseele meint Goethe in den Endzeilen zu charakterisieren:

Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Alle nicht im Sinne der Mystik gegebenen Deutungen versagen hier.

Goethe hielt die Zeit noch nicht gekommen, in welcher man sich über gewisse Geheimnisse des Daseins anders als in der Art aussprechen kann, wie er es in einigen seiner Dichtungen tat. Und vor allem sah er seine eigene Mission in einer solchen Form des Ausdruckes. – Im Beginne seines Freundschaftsbundes mit *Schiller* trat an ihn die Frage heran: Wie hat man sich den Zusammenhang der physischen mit der geistigen Natur des Menschen vorzustellen? Schiller hatte in philosophischer Art diese Frage in seinen «Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen» zu beantworten gesucht. Ihm war es zu tun um die Veredelung, Läuterung des Menschen. Ungeläutert erschien ihm ein Mensch, welcher unter dem Naturzwange der sinnlichen Triebe und Begierden steht. Aber ebenso wenig hielt er denjenigen für geläutert, der die Triebe und Begierden als Feind empfindet und sich unter den Zwang der moralischen oder abstrakten Vernunftnotwendigkeit stellen muß. Erst der Mensch hat die innere Freiheit erlangt, welcher die moralische Ordnung so in sein inneres Wesen aufgenommen hat, daß er gar nichts anderes will, als ihr folgen. Ein solcher hat die niedere Natur so veredelt, daß sie durch sich selbst ein Ausdruck wird des höheren Geistigen; und er hat das Geistige so in das Irdisch-Menschliche eingeführt, daß es unmittelbares sinnliches Dasein hat. Die Auseinandersetzungen, die Schiller in diesen «Briefen» gibt, sind vorzügliche Erziehungsmaßregeln, denn sie wollen die Evolution des Menschen so fördern, daß dieser auf einen erhöhten, freien Standpunkt der Weltbetrachtung komme, indem er den höheren idealischen Menschen in sich aufnimmt. In seiner Art weist Schiller auf das «höhere Selbst» des Menschen hin: «Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen, idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechselungen übereinzustimmen die große Aufgabe seines Daseins ist.» Von weittragendster Bedeutung ist alles, was Schiller in diesem Zusammenhange ausspricht. Denn wer wirklich die getellten Forderungen durchführt, vollzieht in sich selbst eine Erziehung, die ihn unmittelbar zu derjenigen inneren Verfassung bringt, welche zum «inneren Schauen» des Geistigen vorbereitet. – Goethe fand sich durch diese Ideen im

tiefsten Sinne befriedigt. Er schreibt darüber an Schiller, der ihm die Handschrift mitgeteilt hatte: «Das mir übersandte Manuskript habe ich sogleich mit großem Vergnügen gelesen; ich schlürfte es auf einen Zug hinunter. Wie uns ein köstlicher, unserer Natur analoger Trunk willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohltätig, und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für recht seit langer Zeit erkannte, was ich teils lebte, teils zu leben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand.»

Und nun versuchte Goethe seinerseits dieselbe Idee aus der Tiefe seiner Weltanschauung heraus – allerdings in Bildern verhüllt – in dem Rätselmärchen von der «grünen Schlange und der schönen Lilie» darzustellen. Es ist in den Goethe-Ausgaben am Schlusse der «Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter» enthalten. Man hat oft die «Faust»-Dichtung «Goethes Evangelium» genannt. Dieses Märchen kann man aber seine «Apokalypse» nennen. Denn in ihm stellt er – märchenhaft – den inneren Entwicklungsgang des Menschen dar. Auch hier kann nur wieder in Kürze auf einiges hingedeutet werden. Denn man müßte ein ausführliches Buch schreiben, wollte man darstellen, wie «Goethes Theosophie» in diese Dichtung hineingeheimnist ist.

Die «drei Welten» sind hier repräsentiert durch zwei Gebiete, die durch einen Fluß von einander geschieden sind. Der Fluß selbst stellt die astralische Welt dar. Diesseits desselben ist das physische Reich, jenseits das geistige (Devachan). Jenseits wohnt die «schöne Lilie», die Repräsentantin der höheren Menschennatur. In ihr Reich muß der Mensch streben, wenn er seine niedere mit seiner höheren Natur vereinigen soll. In den Klüften, das heißt in der physischen Welt, wohnt die «Schlange». Diese repräsentiert das «Selbst» des Menschen. Aber auch der «Tempel» der Einweihung ist in dieser Welt vorhanden. In ihm walten vier Könige, ein goldener, silberner, eherner und ein vierter, der in unregelmäßiger Weise aus den drei Metallen gemischt ist. Goethe, der Freimaurer war, hat mit freimaurerischer Terminologie ausgesprochen, was er aus seinen mystischen Erlebnissen heraus zu sagen hatte. Die drei Könige stellen die drei höheren Menschenkräfte dar: Weisheit (Gold), Schönheit (Silber) und Stärke (Erz). Solange der Mensch in seiner niederen Natur lebt, sind diese drei Kräfte in ungeordneter, chaotischer Weise in ihm vorhanden. Diese Periode der Menschheitsevolution wird durch den gemischten König angedeutet. Wenn aber der Mensch sich so läutert, daß die drei Kräfte in voller Harmonie zusammenwirken, und der Mensch sich in freier Weise ihrer bedienen kann, dann ist für ihn der Weg in das Reich des Geistigen offen. – Der noch ungeläuterte Mensch wird durch einen «Jüngling» dargestellt, der, ohne die innere Reinheit erlangt zu haben, sich mit der «schönen Lilie» vereinigen wollte. Er ist durch diese Vereinigung gelähmt worden. Goethe wollte damit auf die Gefahr hinweisen, welcher der Mensch sich aussetzt, der ohne die Abtötung der niederen

Selbstheit in die Region des Übersinnlichen dringen will. Erst wenn die Liebe den ganzen Menschen durchdrungen hat, erst wenn das niedere Selbst geopfert ist, kann die Einweihung in die höheren Wahrheiten und Kräfte beginnen. Diese Opferung kommt dadurch zum Ausdruck, daß die Schlange sich selbst ganz aufgibt und aus ihrem eigenen Leibe eine Brücke bildet zwischen den beiden Reichen, dem sinnlichen und dem geistigen, über den Fluß, das ist das Astralische, hinüber. Vorher muß der Mensch die höheren Wahrheiten in der Form aufnehmen, wie sie ihm im Bilde der verschiedenen Religionen gegeben werden. Diese Form ist charakterisiert in der Person eines «Mannes mit der Lampe». Diese Lampe hat die Eigenschaft, nur da zu leuchten, wo schon ein anderes Licht vorhanden ist. Das heißt, die religiösen Wahrheiten setzen das empfängliche, gläubige Gemüt voraus. Ihr Licht leuchtet, wo das Licht des Glaubens vorhanden ist. Diese Lampe hat aber auch noch die andere Eigenschaft, «alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, tote Tiere in Edelsteine zu verwandeln und alle Metalle zu vernichten». Die Kraft des Glaubens, der die innere Natur der Wesen wandelt, ist damit angedeutet. So sind etwa zwanzig Figuren in dem Märchen enthalten, alle Repräsentanten für gewisse Kräfte in der Menschenatur; und mit dem Gang der Handlung ist die Hinaufläuterung des Menschen geschildert zu der Höhe, wo er in der Vereinigung mit seinem höheren Selbst die Einweihung in die Geheimnisse des Daseins erlangen kann. Dieser Zustand wird dadurch angedeutet, daß der «Tempel», der vorher verborgen in den Klüften war, zuletzt an die Oberfläche geführt wird und sich erhebt über dem Flusse, dem astralischen Reich. Jeder Zug, jeder Satz in dem Märchen ist bedeutsam. Je mehr man sich in die Dichtung vertieft, desto verständlicher und durchsichtiger wird das Ganze. Und wer den esoterischen Kern dieses Märchens darstellt, hat zugleich den Inhalt der theosophischen Weltanschauung gegeben.

Goethe hat nicht im unklaren darüber gelassen, aus welchen Tiefen er geschöpft hat. In einem andern Märchen «Der neue Paris» stellt er verhüllt die Geschichte seiner eigenen Erleuchtung dar. Viele werden ungläubig bleiben, wenn hier gesagt wird, daß Goethe in diesem Traum sich selbst an die Grenzscheide stellt zwischen die dritte und vierte Unterrasse unserer fünften Wurzelrasse. Für ihn ist der Mythos von Paris und Helena die symbolische Darstellung dieser Grenzscheide. Und indem er sich – im Traume – in einer neuen Form das Märchen von Paris vor Augen stellt, glaubt er, einen tiefen Blick zu tun in die Entwicklung der Menschheit. – Was dem «innern Auge» ein solcher Blick in die Vergangenheit ist, darüber spricht Goethe in den «Weissagungen des Bakis», die ebenfalls ganz erfüllt von okkulten Andeutungen sind:

Auch Vergangenes zeigt euch Bakis; denn selbst das Vergangne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Rätsel vor dir.
Wer das Vergangene kannte, der wüßte das Künftige: beides
Schließt an Heute sich rein als ein Vollendetes an.

Noch vieles wäre anzuführen über die okkulten Grundlagen in dem Märchen «Die neue Melusine», in dem «Pandora»-Fragment und vielen anderen Schriften. Geradezu meisterhaft hat Goethe das Bild einer Hellseherin in Makarie im Roman «Wilhelm Meisters Wanderjahre» gegeben. Makariens Anschauungsvermögen erhebt sich bis zu einer völligen inneren Durchdringung der Geheimnisse des Planetensystems. Sie «befindet sich zu unserm Sonnensystem in einem Verhältnis, welches man auszusprechen kaum wagen darf. Im Geiste, der Seele, der Einbildungskraft hegt sie, schaut sie es nicht nur, sondern sie macht gleichsam einen Teil desselben; sie sieht sich in jenen himmlischen Kreisen mit fortgezogen, aber auf eine ganz eigene Art. Sie wandelt seit ihrer Kindheit um die Sonne, und zwar, wie nun entdeckt ist, in einer Spirale, sich immer mehr vom Mittelpunkt entfernend und nach den äußeren Regionen hinkreisend. Wenn man annehmen darf, daß die Wesen, insofern sie körperlich sind, nach dem Zentrum, insofern sie geistig sind, nach der Peripherie streben, so gehört unsere Freundin zu den geistigen; sie scheint nur geboren, um sich von dem Irdischen zu entbinden, um die nächsten und fernsten Räume des Daseins zu durchdringen. Diese Eigenschaft, so herrlich sie ist, ward ihr doch seit den frühesten Jahren als eine schwere Aufgabe verliehen. Sie erinnert sich von klein auf ihr inneres Selbst als von leuchtenden Wesen durchdrungen, von einem Licht erhellt, welchem sogar das hellste Sonnenlicht nichts anhaben konnte. Oft sah sie zwei Sonnen, eine innere nämlich und eine außen am Himmel, zwei Monde, wovon der äußere in seiner Größe bei allen Phasen sich gleich blieb, der innere sich immer mehr und mehr verminderte.» – Schon diese Worte Goethes deuten in einer klaren Weise an, wie bewandert er in diesen Dingen ist; und wer den ganzen Abschnitt liest, wird erkennen, daß Goethe sich zwar zurückhaltend, doch aber so ausspricht, daß der Tieferblickende über die okkulte Grundlage in seinem Wesen sich aufklären kann.

Goethe betrachtete seine Mission als Dichter stets im Zusammenhange mit seinem Streben nach den verborgenen Gesetzen des Daseins. Er mußte oft vernehmen, wie Freunde diesen Zug seines Wesens nicht verstehen konnten. So schilderte er, wie er unverstanden blieb in bezug auf seine Naturbetrachtungen in der «Kampagne in Frankreich»: «Die ernstliche Leidenschaft, womit ich diesem Geschäft nachhing, konnte niemand begreifen, niemand sah, wie sie aus meinem Innersten entsprang; sie hielten dieses löbliche Bestreben für einen grilenhaften Irrtum; ihrer Meinung nach konnt' ich was Besseres tun . . . Sie glaubten sich hiezu um so mehr berechtigt, als meine Denkweise sich an die ihrige nicht anschloß, vielmehr in den meisten Punkten gerade das Gegenteil aussprach. Man kann sich keinen isolierten Menschen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb. Der Hylozoismus, oder wie man es nennen will, dem ich anhing, und dessen tiefen Grund ich in seiner Würde und Heiligkeit unberührt ließ, machte mich unempfänglich, ja unleidsam gegen jene Denkweise, die eine

tote, auf welche Art es auch sei, auf- und angeregte Materie als Glaubensbekenntnis aufstellte.»

Nur auf dem Untergrunde der tiefsten Wahrheitsdurchdringung konnte sich Goethe das künstlerische Wirken denken. Als Künstler wollte er aussprechen, was in der Natur veranlagt, aber nicht voll ausgesprochen ist. Die Natur erschien ihm als ein Schaffen derselben Wesenheit, die auch in der künstlerischen Menschenkraft wirkt; nur ist dort diese Kraft auf einer niedrigeren Stufe stehen geblieben. Für Goethe ist Kunst Fortsetzung der Natur, Offenbarerin dessen, was in der bloßen Natur okkult ist. «Denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft und sich endlich bis zur Produktion des Kunstwerkes erhebt» (Buch über Winckelmann). – Erkennen der Welt ist für Goethe *Leben* in dem Geiste der Welttatsachen. Deshalb spricht er von einer «anschauenden Urteilskraft» (intellectus archetypus), durch welche sich der Mensch den Geheimnissen des Daseins immer mehr nähert: «Wenn wir ja im Sittlichen, durch den Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit uns in eine obere Region erheben und an das erste Wesen annähern sollen, so dürft' es wohl im Intellektuellen derselbe Fall sein, daß wir uns durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Teilnahme an ihren Produktionen würdig machten.» – So stellte sich für Goethe der Mensch hin als das Organ der Welt, durch das deren okkulte Kräfte offenbar werden sollen. Einer seiner Kernsprüche war dieser: «Dafür steht ja aber der Mensch so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt . . . Ja, man kann sagen, was sind die elementaren Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modifizieren muß, um sie sich einigermaßen assimilieren zu können?»

RUDOLF STEINER
NOTIZBUCH-EINTRÄGE ZU DEN FAUST-VORTRÄGEN

Man muß bei Goethe auf seine Naturekenntnis sehen. Er theoretisiert gar nicht. Er geht auf die Urphänomene. Daraus entspringt bei ihm die Notwendigkeit, den Geist auch erkennend zu erreichen. Nur die Goethesche Naturwissenschaft ist wirklich geeignet, die Erdentwicklung zu begreifen.

Bei Goethe das gesunde ätherische Leben. Es hält ihn davon ab, aus der verwirrenden Kraft der Seele Schatten-Theorien zu bilden. Er weiß intuitiv, wo eine Theorie sich vom Dasein entfernt.

Mephisto treibt sich in der Traumwelt herum –
er steht der «Häßlichkeit» gegenüber.

Homunculus wagt sich da nicht hinein –
er hält sich an die Vernunft.

Faust steigt in die Unterwelt hinab –
zu Persephone.

Mephistopheles muß sich an die häßlichen Phorkyaden wenden. – Das griechische Wesen *hatte* solche Gegenpole.

Die um den Preis der *Häßlichkeit* streitenden Phorkyaden entsetzen selbst den *Teufel*.

Mephistopheles schmeichelt ihrer Eitelkeit.

Spott aller *Schönheit*.

Niemand kennt sie; kaum kennen sie sich selber.

Sie gehen nicht in die sinnenfällige Welt.

Sie haben: Einen Zahn, Ein Auge. Sie geben ihm ihren Besitz nicht, doch veranlassen ihn, ihn vorzutäuschen.

Sie können noch den Teufel in dem *Lügen* unterrichten.

Dornach, 27., 28., 29. September 1918*

Unsere Zeit fordert:

1. Stärkeres Einsetzen der Persönlichkeit.

Daher: ahrimanischer Kampf gegen die Persönlichkeit.

2. Stärkster Wahrheit-Tatsachensinn.

Daher: luciferischer Kampf gegen die Tatsachen im Dienste der Lüge.

Dornach, 11. September 1916**

Geisteswissenschaftliche Erläuterungen zu Goethes Faust

* Band II Das Faust-Problem. Die romantische und die klassische Walpurgisnacht.

** Band I Faust, der strebende Mensch.

WORTE VON GOETHE UND RUDOLF STEINER:
DAS ERGRIFFENWERDEN DES MENSCHEN VON WEISHEIT,
SCHÖNHEIT UND GÜTE

Ästhetische Sphäre

Die ihr dies Haupt umschwebt im luftgen Kreise,
Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weise,
Besänftiget des Herzens grimmen Strauß,
Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
Sein Innres reinigt vom erlebten Graus!
Vier sind die Pausen nächtiger Weile,
Nun ohne Säumen füllt sie freundlich aus!
Erst senkt sein Haupt aufs kühle Polster nieder,
Dann badet ihn im Tau aus Lethes Flut;
Gelenk sind bald die krampferstarrten Glieder,
Wenn er gestärkt dem Tag entgegen ruht;
Vollbringt der Elfen schönste Pflicht,
Gebt ihn zurück dem heiligen Licht!

Goethe, Faust II, Ariel-Szene, erstes Bild

Weisheit-Sphäre

Die ihr im Haupt erstrahlt aus lichtigem Kreise,
Erfasst es jetzt nach reiner Geister Weise,
Erdämpfet seines Hirnes wirren Wahn,
Entwirrt den Zweifel brennend bange Strebens,
Sein Innres lenket von verkehrter Bahn.
Vier sind der Ziele täglichen Erlebens,
Nun ohne Kleinmut führet ihn heran.
Erst strebt zum Antlitz lichterfüllt hin.
Dann haltet fest des Geistes Kräfte ringen.
Erstarkt ist bald der flügelahme Sinn,
Kann er befreit den Tag vollbringen.
Erfüllt der Geister wahrste Pflicht,
Tragt ihn hin durch das heilige Licht.

Rudolf Steiner

Moral:

Die ihr dies Haupt durchstrahlt mit Tatenstärke
Erweist euch bald in rechtem Weltenwerke
Ertötet kühn des Widersinns Bedrängnis
Veredelt der Begierdegluten finstre Wucht
Entführt sein Wesen geistigem Verhängnis
Vier sind die Wege menschlich-ird'scher Sucht
Entreißet sie der kränklichen Umfängnis
Besiegt des Sinnenfeuers Stöhnen
Erleuchtet, was in Lust erstirbt
Beseelt wird euch entgegertönen
Was Kraft für Ewigkeiten wirbt.
Versucht des Weltenwirkens Streben
Erwecket ihn zu gnadevollem Leben.

Moral-Sphäre

Die ihr dies Haupt durchstrahlt mit Tatenstärke,
Erweist euch bald in rechtem Weltenwerke,
Ertötet kühn des Widersinns Bedrängnis,
Veredelt der Begierdegluten finstre Wucht.
Entführt sein Wesen geistigem Verhängnis.
Vier sind die Wege menschlich-ird'scher Sucht,
Entreißet sie der kränklichen Umfängnis.
Besiegt des Sinnenfeuers Stöhnen,
Erleuchtet, was in Lust erstirbt,
Beseelt wird euch entgegertönen,
Was Kraft für Ewigkeiten wirbt.
Versucht des Weltenwirkens Streben,
Erwecket ihn zu gnadevollem Leben.

Rudolf Steiner

BEMERKUNGEN ZU DEN VORANGEGANGENEN SPRUCHWORTEN
VON RUDOLF STEINER

Die beiden hier abgedruckten Spruchworte, von denen das eine auch faksimilisiert ist, wurden in dem Vortrag, den Rudolf Steiner in Dornach am 6. August 1916 hielt, gegeben; er führte darüber Näheres aus. Man wird in dem noch in diesem Jahre erscheinenden Bande der Gesamtausgabe «Das Rätsel des Menschen, sein irdischer und sein kosmischer Ursprung» diese Ausführungen nachlesen und studieren können. Hier sei im Zusammenhang mit den übrigen Beiträgen des Heftes auf folgendes hingewiesen.

Die Ariel-Szene aus «Faust» II gelangte in Dornach zum ersten Male 1915 am Samstag vor Pfingsten, 22. Mai, zur eurythmischen Aufführung. Anschließend an die Aufführung sprach Rudolf Steiner über «Die Umwandlung der Schuld in eine höhere Erkenntnis. Fausts Initiation mit den Geistern der Erde. Pfingststimmung». (Der Vortrag ist in Band I der «Geisteswissenschaftlichen Erläuterungen zu Goethes Faust» erschienen.) Rudolf Steiner stellte in der Faustgestalt Goethes Ringen dar, der zur Klarheit darüber kommen will, wie das Böse in der Menschennatur wirksam ist, wie aber auch die Menschenwesenheit so geartet ist, daß sie nicht diesem Bösen verfallen muß. «Goethe rang eben nach wirklicher spiritueller Erkenntnis. Wie nahe Goethe spiritueller Erkenntnis war, mag aus einer Briefstelle hervorgehen, die Goethe einmal [15. Februar 1830] an seinen Freund, den Musiker Zelter, geschrieben hat. Eine bedeutsame Briefstelle! Goethe schreibt da: «Man bedenke, daß mit jedem Atemzug ein ätherischer Lethestrom unser ganzes Wesen durchdringt, so daß wir uns der Freude nur mäßig, der Leiden kaum erinnern!» Und Goethe fügt noch hinzu: «Diese hohe Gottesgabe habe ich von jeher zu schätzen, zu nützen und zu steigern gewußt.»

Ein Jahr später werden die «Faust»-Aufführungen im August 1916 fortgesetzt und zwar am 6. August mit der Wiederholung der Ariel-Szene. Am 9. September erfolgte bereits die Erst-Aufführung von Szenen aus dem fünften Akt des zweiten Teiles: Mitternacht und Grablegung. Und wie die Darstellung tief ins Innere der Goetheschen Dichtung eindringt, erfahren auch die geisteswissenschaftlichen Erläuterungen zum Faust eine wesentliche Vertiefung. Dies faßte Rudolf Steiner im Vortrag vom 6. August 1916 anknüpfend an die Ariel-Szene in den beiden Spruchworten zusammen, welche wir hier zum Abdruck gelangen lassen. Die Anschauung erweitert sich zu einer voll-menschlichen und ergänzt, was, wie Rudolf Steiner ausführt, Goethe aus der *ästhetischen Sphäre* heraus durch Ariel aussprechen läßt, nach der einen Seite hin zur *Weisheit-, Wahrheit-Sphäre* und nach den Tiefen hin zur *Moral-Sphäre*. Man kann sehen, wie sich Goethes Wort an Zelter metamorphosiert hat.

In geringfügiger Weise erfuhr die Fassung des zweiten Spruches im Vortrag einige Abänderungen. Doch geht aus dem Vortrag hervor, daß Rudolf Steiner «vielleicht später» ins Auge faßte, beide Fassungen zu verbessern, wozu es allerdings, wie auch in manchen anderen Fällen, nicht mehr gekommen ist. Das zeigt aber, daß diese Sprüche nicht nur für sich beurteilt und erlebt werden sollten, sondern im Zusammenhang mit ähnlichen Motiven, wie sie sich auch in den «Wahrpruchworten» finden und in der Grundsteinmeditation Weihnachten 1923 ihre vollendete Gestaltung erhielten.

Edwin Froböse

MARIE STEINER
WAS SIND UNSERE ZIELE?

Geleitwort zur «Faust»-Gesamtauführung

Als ein versiegeltes Vermächtnis hat Goethe seine in den letzten Lebensjahren vollendete Faust-Dichtung der Nachwelt hinterlassen. Diese Geste hat etwas Symbolisches: als ob er gewußt hätte, daß es der Menschheit damals noch nicht gegeben war, dieses Werk zu enträtseln. Und er soll den Ausspruch getan haben: erst nach hundert Jahren würde er verstanden werden. Der Dichter Goethe hatte zwar schon die Mitwelt erobert; der Forscher Goethe – der Naturforscher sowohl wie der Geist-Erforscher – muß jetzt noch auf die ihm gebührende Anerkennung warten. Er mußte desjenigen harren, der ein Entsiegler seines Gesamtwerkes werden konnte, der neben dem Hinweis auf das bahnbrechende Neue, das Goethe für die Naturforschung geleistet hat, auch dasjenige, was ein noch tieferes, aber erst tastendes Wissen in ihm war, – ein noch nicht von sicherer Erkenntnis durchdrungenes geistiges Erleben, in die Sphäre des Erforschten und Erforschbaren rücken würde. In seinen Einleitungen zu Goethes naturwissenschaftlichen Werken hat Rudolf Steiner sich der einen Seite dieser Aufgabe gewidmet; in seinen Erläuterungen zu Goethes «geheimer Offenbarung» und zu den Rätseln des «Faust» der andern. Die gewaltige Faustdichtung ist zugleich der Schlüssel zu Goethes Innenleben, sie drückt das titanische Ringen aus, das gleich Faust auch ihn nicht ruhen ließ, bevor die Quellen des Seins sich ihm erschließen würden, bevor sich ihm der Ugrund gezeigt hätte, welcher im Menschen Natur und Geist zur schöpferischen Einheit verbindet. Dies ist Goethes, dies ist Fausts, dies ist des «werdenden» Deutschen schweres Ringen. Hineingestellt sieht er sich als einsame Einzelseele zwischen jene lichten Mächte, die ihn ins Dasein gerufen haben, und jene andern dunklen, die ihn von seinem Ursprung losreißen und für sich erobern wollen. Hin und her geworfen von einander widerstrebenden Kräften, schmerzlich gewahr der eigenen Dualität, erlebt die Seele diesen Bewußtseinskampf wie vergehend im Feuer der widerstreitenden Empfindungen, bis sie sich durch unablässiges Mühen hindurchgekämpft und über sich selbst erhoben hat. Dieses Ringen ist nicht auf intellektualistische Weise zu erfassen oder darzustellen. Die durch innere und äußere Hemmungen zur Verzweiflung getriebene Seele muß untertauchen in die Abgründe des das Böse bergenden Zwischenreichs, sie erlebt aber auch die Schauer der Gottesnähe. Der Künstler, der solches nachzuempfinden die Aufgabe hat, muß über das verstandesmäßige Auffassen der Dinge hinauswachsen, muß sich selbst identifizieren können mit dem großen Pulsschlag der Welt, für den er gleichsam nur Atmungsorgan und pulsierender Herzschlag ist. Ein vom tiefen Weh der irdischen Welt ganz erfülltes Wollen muß die Worte Fausts durchzittern, dessen persönliche Schicksale in den Wogen dieses Welterlebens nur scheinen wie «Wellen-

kräuseln an des Wassers Oberfläche». Die Wirbel jenes Erkenntnisringens ziehen ihn hinab in die Tiefen, werfen ihn wieder empor, tragen ihn jedoch alle in ihrem stürmischen Wechselspiel ans jenseitige geistige Ufer, weil er in seinem Streben nie nachläßt, weil selbst in die Nacht seiner Seele die Stimme des Ewigen hineintönt. Sie verstummt nicht während seiner halb unwilligen Gefolgschaft des Bösen, das zu ergründen er in seiner Verzweiflung beschlossen hat. Die Seele, die in der Ekstase und in der Gedankenerhebung das Licht getrunken hat, bleibt stark in der Abwehr des Gemeinen. Sie überwindet und läutert die Begierde. Aus dem Trieb wird die soziale, die menschheitliche Tat, ihr neigt sich die erlösende Liebe.

Ein solcher Schicksalsweg: aus Erdenbanden durch Höllenzauber zum Himmelslicht – mußte sich zu einer dramatischen Dichtung auswachsen, welche die üblichen Maße sprengt. Hat man deshalb ein Recht zu denken, daß sie nur dargestellt werden kann, wenn sie zusammengestrichen wird, wenn das Tiefe und Rätselvolle, an dem wir als Menschen wachsen und uns weiten können, ihr genommen wird? Im Gegenteil: sie ist uns gegeben wie ein Mysterium, das wir zu ergründen haben. Diesem Ziele zustrebend hat sich das Goetheanum die Aufgabe gestellt, nach und nach den Faust in seiner Gänze zur Aufführung zu bringen.

Durch Rudolf Steiner ist uns das künstlerische Ausdrucksmittel der Eurythmie gegeben worden, welche es möglich macht, an die Darstellung jener Szenen heranzutreten, die in der geistigen und der elementarischen Welt sich abspielen; denn diese neue Kunst kann die Sprache des Übersinnlichen unmittelbarer vermitteln als die uns sonst zu Gebote stehenden Ausdrucksformen. Auf den ganzen menschlichen Körper überträgt sie, zum Werkzeug ihn gestaltend, jene Bewegungen, die der menschlichen Sprache als ihr Lebenselement zu Grunde liegen. Die so geschaute sinnlich-sichtbare Sprache ist gleicher Natur mit den Wachstumskräften, welche auf Erden die Formen der Pflanzen hervorbringen und in den sphärischen Bahnen der im Kosmos kreisenden Planeten ihren Ursprung haben. Es sind die ätherischen Bildekräfte der Welt, jene in unendlicher Mannigfaltigkeit ausstrahlenden Bewegungsimpulse, für welche Seele und Leib des Menschen ein sie spiegelndes Ausdrucksmittel werden können. So entsteht eine neue Kunst dadurch, daß diese verborgenen Naturgesetze sich in ihr offenbaren. Die Laute, die Töne, die Rhythmen, die Seelenstimmungen im Worte und im Aufbau eines Gedichts gewinnen ein neues, unpersönliches, inneres Leben: denn geistige Gesetzmäßigkeit liegt der Eurythmie zugrunde, durchpulst das gesprochene Wort und gibt ihm die schöpferische Kraft wieder, die Seele des verlorengegangenen Wortes.

Das bloß Begriffliche, gedanklich Stauende, wird nun erfaßt und getragen vom Element der Bewegung, das den Ich-impulsierten Willenskräften entspringt: ausstrahlende Wärme, Licht, Farbe, lebendige Freude an der plastischen Gestaltung, an Rhythmus und an der innern Melodie sind die das Wort formenden

und beflügelnden Kräfte. In jede Sinneswahrnehmung ergießt sich so ein aktiver Strom fühlenden Wollens, regsamer Denkkraft. Das ruhig beherrschte Wechselspiel von Ein- und Ausatmung stellt die bewußte Verbindung mit dem Kosmos her; denn bei jeder Einatmung fließt der Kosmos in den Menschen hinein, mit jeder Ausatmung gibt sich der Mensch an den Kosmos hin, – und die Laute sind die schimmernden Boten der Sternenwelt. An der Sprache entzündet sich das aktive Bewußtsein.

So war es erst möglich, die Gesetze zu entdecken, die ein künstlerisches Chorsprechen ermöglichen, die auch den Chören der griechischen Tragödie zugrunde lagen. Ist doch der griechische Chor Sprachorgan für das Göttlich-Geistige gewesen, für den sich im Worte manifestierenden Gott. Erst allmählich hat sich der Einzelsprecher aus ihm herausgelöst als Träger des dionysischen Impulses, erst nach und nach ist der Dialog entstanden und dann das Drama.

Das Chorsprechen verlangt ein Wachsen des Einzelnen über sich selbst hinaus; das Persönliche muß ja schon vor der gegebenen Tatsache der Vielstimmigkeit weichen, die Willkür des Menschen hat hier keinen Raum. Seine wache Betätigung, sein Dabeisein ist Voraussetzung der künstlerischen Erfüllung; der Träumer ist hier ein hemmendes Element. Das Göttlich-Gewollte muß dem Worte abgerungen werden: dann wirkt es wie eine Katharsis und stellt den Menschen herein in die Gesetzmäßigkeit der geistigen Welt.

Die Griechen wußten dies instinktiv; heute müssen die Erkenntnisse, die einst Traumbesitz waren, neu und bewußt errungen werden, entsprechend den Seelenforderungen unserer Zeit. Jeder Künstler hat etwas vom Träumer in sich; aber er muß den Traum wachen Sinnes künstlerisch verwerten, muß sich zu einer naiv bewußten Anschauung durchringen, und durch die Kraft dieser Anschauung sich ganz mit dem Geschauten verbinden, in ihm untertauchen, sich selbst vergessen. Dann ist er objektiv, dann ist er beweglich, dann wird er das Andere.

Was lebt nicht alles in der Faustdichtung! Kosmische Weiten, menschliches Bewußtseinsringen, Verführung durch das Böse, mittelalterlicher Zauberspuk, vergangenes Traumleben, Gegenwartsdämonie, das Eingreifen helfender hierarchischer Mächte, die segenspendende, siegende göttliche Liebe, die Erlösung durch die Gnade: alles das tritt uns im «Faust» entgegen und harret der Entsiegelung.

Rudolf Steiner legte dem um Erkenntnis ringenden Menschen im Ausgange des Mittelalters die Worte in den Mund:

«O Wille, Wille ist in mir! Wie leite ich ihn hinaus zu den Bahnen, die zu den kosmischen Intelligenzen führen?»

Goethe suchte diese Wege; das Goetheanum will diesem seinem Suchen dienen.

Dornach 1938.

WAHRSPRUCH VON RUDOLF STEINER

Er fand der eignen Wissensschmerzen
Erhebende Heilung,
Indem er eigne Kraft vereinte
Der ganzen Menschheit Wesen.

auf dem Programm zur Aufführung der Himmelfahrtszene
in Dornach am 15. August 1915

EINIGE ERINNERUNGEN AN DIE ERSTEN DORNACHER «FAUST»-AUFFÜHRUNGEN 1915–1918

Wichtige Etappen im Leben der damals im Entstehen begriffenen Künstlertruppe auf dem Dornacher Hügel bedeuteten von Anfang an die «Faust»-Aufführungen. Von Rudolf Steiner inszeniert, von Marie Steiner geleitet, konnte man von den ersten Anfängen, von einem Schritt zum andern den Werdegang der eurythmischen Darstellungen, aber auch die Inszenierungen und bald auch das Schauspielerische unter dem Einsatz unermesslicher Geduld und Wärme dieser zwei Persönlichkeiten verfolgen. Und doch, trotz aller Primitivität der äußeren Mittel, trugen schon diese allerersten Aufführungen das Signum eines spirituellen Niveaus, das sie in die Sphäre einer mysteriösen Handlung, man darf wohl sagen, eines Sakralen hob und zu unvergeßlichen Ereignissen machte.

Frau Marie Steiner zur Seite stand Frau Tatiana Kisseleff, die sich an der Arbeit der kleinen Gruppe beteiligte, welche die ersten Eurythmie-Anweisungen, die Dr. Steiner 1912 gegeben hatte, ausarbeitete. Alle anderen waren wirklich Anfänger. So wußte ich gerade noch meine fünf Vokale, als ich auf einem schmalen Brett – etwa 2 m hoch über den anderen Darstellern – als linker Flügel des «Pentagramms», das die «Stimme des Herrn» vor dem Hintergrund leuch-

tend roter Vorhänge eurythmisierte, stehen mußte. Mit einem dicken Sprachrohr bewaffnet, bemühte sich die Sprecherin (M. Pyle-Waller) hinter der Bühne, ihrer durchseelten Stimme Fülle zu geben. Doch schon bei der nächsten Wiederholung mußte sie in der sich bildenden Erzengelgruppe mitwirken, und der ganze «Prolog im Himmel» wurde von der Stimme Marie Steiners getragen. Es war herrlich!

Dann kam die «Osternacht» – alles noch ohne Faust – mit schwarzen Vorhängen, den beiden Gruppen der «Weiber» und «Jünger» und der Engelgruppe: einem Hauptengel, umkreist von kleinen und kleinsten Engeln. Voll tiefsten Eifers, gepaart mit einer totalen Unbefangenheit der Bühne gegenüber, waren die Kinder dabei. Bei den Worten «Christ ist erstanden» mußten die hinter der Bühne Stehenden die schwarzen Vorhänge wegziehen, wodurch alles wieder in das feierliche Rot vom «Prolog im Himmel» gebettet wurde. Bei der nächsten Wiederholung versuchte Frau Marie Steiner lange Zeit, den «Erdgeist» – von feurigen Schleiern umweht – gleichzeitig zu rezitieren und zu eurythmisieren. Aus der Zerrissenheit durch diese zwei Tätigkeiten erkannte sie, daß sie nicht von einer Person ausgeführt werden können.

Bald danach ging es an die «Ariel-Szene» in hellvioletten Vorhängen, auf welchen Stoffblumen aufgenäht waren, mit Mieta Waller-Pyle, die den «Johannes Thomasius» in den «Vier Mysteriendramen» von Rudolf Steiner in München gespielt hatte, als Faust. Ihr markantes Antlitz eines mittelalterlichen Humanisten und ihre warme Stimme paßten gut für diese Szene. Unvergeßlich aber bleibt, wie Rudolf Steiner den Faust-Monolog uns vorsprach. Worte wie «Du, Erde, warst auch *diese* Nacht beständig» oder «Am farbigen Abglanz haben wir das Leben» waren unvergeßliche Erlebnisse. Bei dieser Szene zeichnete er auf ein Stück Packpapier die ersten Formen, nach denen sich die vier Eurythmie-Gruppen für den Geisterkreis bewegten. Jan Stuten hatte ein kleines Orchester mit fünf bis sechs Instrumenten zustande gebracht, und so dröhnte sein Sonnenaufgang durch die Schreinereiwände. Ein Kind deckte sich Kopf und Ohren zu und trippelte betäubt hin und her, nach einem Schlupfwinkel suchend. So begegnen Elfen dem Sonnenaufgang, sagte dazu Rudolf Steiner. An der Szene ist nichts geändert worden.

Es folgte ein Teil der «Grablegungs-Szene». Wir bekamen für die jüngeren Engel grüne und für die vollendeteren bläuliche Kleider und standen im Halbkreis mit roten Rosen an der Brust, die wir dann zu verstreuen hatten. Im nächsten Jahr kam zu der Wiederholung dieser Szene die «Himmelfahrt» hinzu. Die Bühne wurde vergrößert durch einen Gang. Auf dessen Wand malte eine Künstlerin einen enorm grimmigen Löwen. Durch diesen Gang kam zu dem Podest die «Mater gloriosa», gefolgt von den vier Büsserinnen: Lory Smits, Erna Wolfram, Elisabeth Dollfus, Margarita Woloschin. Die Rampe wurde mit großen Fliegenpilzen und Gnomen bemalt, auf der hinteren Soffitte zwischen den Baumkronen saß im Wasser ein alter Fischer. Unser Erstaunen über diese «künstlerische Beigabe» ließ Dr. Steiner desinteressiert, und die Aufführung wirkte so groß, daß man es nicht mehr als störend empfand.

Der Wunsch, den eurythmischen Darstellungen Schauspielrollen hinzuzufügen, veranlaßte unsere beiden jungen Musiker, Jan Stuten* und Max Schuurman, Dr. Steiner um Rat zu fragen. So erweiterte sich unser Repertoire, und es wurde Szene für Szene unter Dr. Steiners Anweisungen weiter bearbeitet. Manchmal kam man Abend für Abend in der Schreinerei zusammen wie eine

* Siehe: In Memoriam Jan Stuten. Dornach 1949.

große Familie. Dr. Steiner las dann die nächste Szene vor, gab Anweisungen, kam auf die Bühne, um das eine oder andere uns vorzuspielen.* Bis spät in die Nacht blieben wir oft so beisammen, während die Schreinereiwände von der Kanonade zwischen Belfort und Istein leise erzitterten. Schuurman war ein sehr vornehmer Mephisto. Stuten hatte durch frühere Studien ein gewisses schauspielerisches Können, und Dr. Steiner wußte immer den richtigen Menschen für eine Rolle zu wählen. So wurde der alte Herr Vreede ein vorzüglich polternder General und Herr und Frau Peelen perfekte Hofleute; Oskar Grosheintz ein ausgezeichneter Astrologe. Nur eine Schauspielerin für die «Helena» im III. Akt – abgesehen von der herrlichen eurythmischen Darstellung durch Frau Lucie Neuscheller in der «Paris»-Szene – fehlte uns. So mußten diese Szenen, für welche die Eurythmie-Formen von Dr. Steiner schon gegeben waren, auf die Zeit warten, da Frau Dr. Steiner die Ausbildung einer Schauspielertruppe in die Hand nahm.

Krankheitshalber konnte ich nur als Zuschauer die Proben vom «Ägäischen Meer» mitmachen. Bis tief ins Morgengrauen bog Fräulein Ellram, eine frühere Erzieherin am kaiserlichen Mädcheninstitut in Petersburg, Drähte, bemalte Stoffe und bespannte damit die phantastischen Wesen, welche sie nach den Skizzen von Dr. Steiner herstellte. (Siehe unsere Beilage mit der Kostüm-Skizze für die «Phorkyaden».) Und so schwebte und schwamm dieses Volk in den Wellen, von den darin befindlichen Eurythmistinnen geleitet. Dr. Steiners Gehrock unter dem offenen Kittel war ganz beschmiert von Farbe und Gips. Mit Begeisterung modellierte er zusammen mit Stuten an dem Muschelwagen der «Galatea». Da erlebten wir auch auf einem Schild getragen das Wunderwerk der «Kabiren». Alles, was Rudolf Steiner anpackte – und er tat es mit seinem ganzen Temperament –, war sogleich da, und es war nicht daran zu rütteln.

Nur wie Streiflichter konnten wir einige Bilder aus jener Zeit berühren. Diese ganze antike Elementarwelt: laufend, schleichend, piepsend, zischend, plötzlich in Farbe und Bewegung zu sehen, war schon aufrüttelnd. Da war der Kampf der «Greifen» um das Gold; die Urwesen des Häßlichen: die lieblich pfeifenden «Phorkyaden»; die erhabenen Gestalten der «Sphinx»; Erichtho und Manto. Das alles führte uns zum Strand des Ägäischen Meeres, zur Apotheose, der Lobpreisung durch die gesamte Natur, um den flammenden Wagen der «Galatea» die Geistigkeit ihrer Elemente gesammelt.

So entstanden in diesen Arbeitsjahren, während draußen der Krieg tobte, die Voraussetzungen der «Faust»-Aufführungen, auf denen Frau Marie Steiner ihre Arbeit nach dem Tode Rudolf Steiners aufbaute und das große Werk Goethes vor 25 Jahren zum erstenmal ungekürzt auf die Bühne hinstellte.

Assia Turgenieff

* Siehe: Rudolf Steiner «Zur klassischen Walpurgisnacht». Zwei Leseproben aus der Zeit der eurythmisch-dramatischen Einstudierung von Faust-Szenen, Dornach 20. und 23. August 1918. Dornach 1956.

WOLLTE GOETHE IM CHORUS MYSTICUS DOCH «ERREICHNIS» SCHREIBEN?

In der von Professor Karl Julius Schröer mit einer Einleitung und fortlaufenden Erklärung herausgegebenen Faust-Dichtung von Goethe findet sich im Chorus mysticus, Zeile 12. 107 «Hier wird's Ereignis» folgende Fußnote: «Was aber auf Erden unzulänglich ist, das Ideal nicht erreicht, hier im Himmel wird es Ereignis (es wurde hier ein Schreibfehler vermutet für *Erreichnis*; s. Ad. Rudolf im Archiv für neuere Sprachen LXX, 1883, S. 473), geht es in Erfüllung.» In der 1918 erfolgten Neuauflage der drei Aufsätze «Goethes Geistesart» von Rudolf Steiner «bekennt sich der Verfasser dieser Ausführungen zu der von Ad. Rudolf ... vorgebrachten Ansicht», ändert die Schreibweise in seinem Aufsatz von «Ereignis» in «Erreichnis» und spricht von nun ab in den geisteswissenschaftlichen Erläuterungen zu Goethes «Faust» die von Ad. Rudolf geäußerte Ansicht aus. Nach dem Tode von Rudolf Steiner erst wurde aber aus der Goethesammlung von A. Kippenberg eine Handschrift Goethes mit der Schreibweise «Ereignis» als Faksimiledruck bekannt, der weitherum verbreitet wurde. Es war also nötig, in der 1956 erfolgten Neuauflage von «Goethes Geistesart» auf diesen Umstand aufmerksam zu machen.

Nun konnte man aber in diesem Jahre in dem vom Artemis-Verlag, Zürich-Stuttgart, herausgegebenen Büchlein «Mit Goethe durch das Jahr» folgenden höchst aufschlußreichen Brief Goethes lesen, welchen er am 24. November 1812 an die Gräfin Josephine O'Donell aus Jena schrieb: «Nach dieser Klage muß ich mit der Entschuldigung einer andern wunderlichen Idiosynkrasie hervortreten, die Sie schon vor Augen haben, daß ich mich nämlich zu dem Gegenwärtigen einer fremden Hand bediene. Alle meine Freunde haben mich verwöhnt, so daß aus einem Mangel eine Gewohnheit, und aus der Gewohnheit eine Untugend geworden ist. Ich bin niemals zerstreuter als wenn ich mit eigener Hand schreibe: denn weil die Feder nicht so geschwind läuft als ich denke, so schreibe ich oft den Schlußbuchstaben des folgenden Worts ehe das erste noch zu Ende ist, und mitten in einem Komma, fange ich mit den folgenden Perioden an; ein Wort schreibe ich mit dreierlei Orthographie, und was die Unarten alle sein mögen, deren ich mich recht wohl bewußt bin und gegen die ich auch nur im äußersten Notfall zu kämpfen mich unterwinde, nicht zu gedenken, daß äußere Störung mich gleich verwirren und meine Hand wohl dreimal in einem Brief abwechseln kann. So ist mir's mit Vorstehendem gegangen, das ich zweimal zu schreiben anfang, absetzte und schlecht fortsetzte; jetzt entschließ ich mich zu diktieren, es ist als wenn ich mit Ihnen spräche und die Erinnerung Ihrer Persönlichkeit, Ihrer Gestalt, Ihres freundlichen Wesens gibt mir keine Zerstreuung, weil Sie es ja sind, zu der ich mich wende, indem ich dies ausspreche.»

Durch diese Äußerung Goethes wird nun die Annahme von Ad. Rudolf bestärkt, so daß es immerhin gerechtfertigt erscheint, die Frage «Wollte Goethe im Chorus mysticus doch «Erreichnis» schreiben?» erneut aufzuwerfen.

Edwin Froböse

BRIEFE VON MARIE VON SIVERS AN EDOUARD SCHURE

Die in dieser Nummer wiedergegebenen, aus dem Französischen übersetzten Briefe von Marie von Sivers versetzen uns in die große Krise der Theosophischen Gesellschaft, welche zur völligen Trennung des von Dr. Steiner geleiteten Teils der Gesellschaft von Annie Besant und ihren Anhängern und zur Gründung der selbständigen Anthroposophischen Gesellschaft führte. Die entscheidende Generalversammlung der Deutschen Sektion fand im Februar 1913 statt. Im Dezember 1912 hatte der deutsche Vorstand Mrs. Besant wegen «unausgesetzten und geradezu systematischen Verstoßes gegen den obersten Grundsatz der Theosophischen Gesellschaft» («Kein Bekenntnis über die Wahrheit») zum Rücktritt aufgefordert. Mrs. Besant löste daraufhin die Deutsche Sektion im Januar 1913 kurzerhand auf. Die Antwort hierauf war die Bildung der Anthroposophischen Gesellschaft, der sich viele Mitglieder aus anderen Ländern anschlossen, die die Richtung, welche die Theosophische Gesellschaft unter Mrs. Besant genommen hatte, nicht mehr mitmachen wollten. Zur näheren Orientierung über die Krise und die Trennung vgl. die «Mitteilungen für die Mitglieder der Deutschen Sektion der Theosophischen Gesellschaft (ab 1913: für die Mitglieder der Anthroposophischen Gesellschaft)», herausgegeben von Mathilde Scholl, mit Rudolf Steiners eigenen Ausführungen*, sowie die auf S. 27 in der Fußnote erwähnten Schriften von Eugène Lévy, ferner «Wider literarisches Freibeutertum» von Carl Unger und andere in den «Mitteilungen» angezeigte Schriften.

Im Jahre 1914 führt der Briefwechsel in die Zeit der Errichtung des Goetheanums in Dornach, und wir erhalten ein lebendiges Bild der Bauzeit, als man hoffte, das Goetheanum noch 1914 fertigstellen zu können.

R. Friedenthal

*

(Berlin) 27. Februar 1913

Lieber Herr Schuré,

Vielen Dank für das Telegramm, das Sie mir gemeinsam mit Madame Bellecroix und Monsieur Lévy zur ersten Generalversammlung der Anthroposophischen Gesellschaft geschickt haben.** Es war wirklich nicht leicht, diese Monate zu überstehen, in denen jeder Tag einen neuen überraschenden Beweis der absoluten Lügenhaftigkeit und Doppelzüngigkeit brachte, von welchen die Führer einer geistigen Bewegung besetzt sind. Wenn eine geistige Bewegung in die Praxis des größten Materialismus verfällt, ist sie wirklich viel schädlicher als dieser, denn sie deckt sich mit dem Mantel der Hypokrisie und führt ständig «den Honig der heiligen Worte» im Munde, hinter denen sich aber das Herrschen-Wollen verbirgt. Noch trauriger ist der Anblick dieser Menge, die sich so gerne lenken läßt, wenn man ihren eiteln Instinkten schmeichelt und aus ihrem Bedürfnis nach Unterordnung Profit zu ziehen versteht. Diese Menschen zum Geiste der Freiheit und zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde aufzu-

* Diese erscheinen demnächst in dem Band der Gesamtausgabe: Das lebendige Wesen der Anthroposophie und seine Pflege (im Druck).

** In Nr. 1 der Mitteilungen für die Mitglieder der Anthroposophischen Gesellschaft, herausgegeben von Mathilde Scholl (März 1913) abgedruckt.

wecken, ist wahrlich die schwierigste und undankbarste aller Aufgaben. Und gerade dieser Aufgabe hat Herr Steiner sich mit ernstestem Bemühen gewidmet. Aber dieses für die Nächststehenden grandiose Schauspiel wird wohl erst sehr viel später verstanden werden. Zunächst wird die Meute ihren Unrat über uns ausleeren, voll Seligkeit, sich mächtig zu fühlen. Was mich erstaunt, ist, daß in einem solchen Moment, wo die Würfel gefallen sind, ein Mann wie Monsieur Lévy* nicht weiß, was er zu tun hat und alle möglichen Gründe findet, um mit den «alten Freunden» zu paktieren, die schon lange zu Feinden der Wahrheit und Aufrichtigkeit geworden sind. Wie wenn er Herrn Steiner nicht genügend kennen würde, um zu wissen, daß dieser die personifizierte Geduld und Langmut ist, bis zur alleräußersten Grenze, und daß nur die allerzwingendste Notwendigkeit ihn veranlassen kann, mit einer alten Form zu brechen und sich gegen jemanden zu wenden. Aber gerade weil er die Dinge bis zum Alleräußersten gehen läßt und in ihm kein Raum ist für auch nur die kleinste Regung persönlicher Empfindlichkeit, so gibt es, wenn die Entschlüsse einmal gefaßt sind, auch keine Unsicherheit und kein Zögern, und vor allem keine persönlichen Rücksichten. Herr Steiner hat uns abgehalten, auszutreten, solange noch Hoffnung bestand, daß die Gesellschaft durch unser Bleiben gesünder werden würde. Wir haben alles getan, was möglich war, um das Bewußtsein in der Gesellschaft zu wecken, und wir haben sehen müssen, daß sie unter ihren gegenwärtigen Führern sogar den Sinn für die Wahrheit verloren hat. Jetzt würden diejenigen, die bleiben, nur dazu beitragen, diesen Wahnsinn von Unwahrhaftigkeit und die völlige Verwirrung alles Urteilsvermögens zu vermehren. Jetzt, wo nur eine klare, präzise und energische Handlungsweise in Frage kommt, denkt Herr Lévy an die begeisterte Propaganda, welche die Blechs** ihm für sein Buch*** versprochen haben, an Familienbeziehungen usw.! Ich glaube gern, daß die Blechs ihm jetzt den Hof machen. Aber brauchte er darauf einzugehen? Man hat ja genug Gelegenheit gehabt, das System von Schmeichelei zu beobachten, das sich in der Theosophischen Gesellschaft so eingenistet hat. Man sollte daher auf der Hut sein. Die Blechs waren die ersten, die Gift gegen Dr. Steiner gestreut haben. 1906 in Paris hat das angefangen. Sie fanden, daß Dr. Steiners Vorträge, die in einer Privatwohnung für eine Gruppe von Russen stattfanden, eine «Invasion» darstellten. Diese Russen hatten wegen der Revolution darauf verzichten müssen, Vorträge von Rudolf Steiner in ihrem eigenen Lande einzurichten, und glaubten, daß Paris weltstädtisch genug sei, um ihnen die Möglichkeit hierfür zu bieten. Damals hatten die Blechs und ihre Freunde das Wort von der «Invasion» fallen lassen, das jetzt von Mrs. Besant aufgegriffen wird, um die Reisen, welche

* Eugène Lévy, Schriftsteller, Mitglied der Theosophischen Gesellschaft, Freund von E. Schuré, verfaßte die Schrift «Mrs. Annie Besant und die Krisis in der Theosophischen Gesellschaft» (Berlin 1913). Das Buch war zur Zeit dieses Briefes noch in Vorbereitung. Lévy stellte sich vollkommen auf die Seite von Dr. Steiner. Er verfaßte ferner «Rudolf Steiners Weltanschauung und ihre Gegner» sowie «L'Etoile d'Orient. Les procès de Mme. Annie Besant».

** Charles Blech war Generalsekretär der Theosophischen Gesellschaft für Frankreich.

*** Wahrscheinlich: L'Evangile de la Raison. Le problème biologique (Perrin, Paris).

Herr Steiner so opferwillig auf sich nimmt und um die er so dringend angefleht wird, zu charakterisieren. Dabei waren in Paris zunächst nur Sie und Herr Ostermann eingeladen, der gebeten hatte, kommen zu dürfen, nachdem er Dr. Steiner zu Vorträgen nach Straßburg gerufen hatte. Er war es, der dann andere Franzosen mitgebracht hat, und unter ihnen befanden sich Mademoiselle Boesé und Herr Lévy, welche wünschten, Schüler Dr. Steiners zu werden.* Das hat nun die Eifersucht erweckt unter den Vertretern von Mrs. Besants Esoterik, bei denen die Eitelkeit ebenso groß war wie ihre Unfähigkeit zur Erfüllung ihrer Aufgaben, – und dann ging es los mit den Klatschereien. Fräulein Boesé hat mir viele Briefe zu lesen gegeben, in denen dieses alberne Geschwätz sich ausbreitete. Nachdem daraus nun die üblichen Folgen entstanden waren, bekam es Mademoiselle Blech mit der Angst, sie gründete die Liga für die Einheit, welche darüber wachen sollte, daß den Lehrern nur noch gute Gedanken zugeschickt würden. Ich mußte ihr antworten, daß zur Erreichung dieser Absichten das theosophische Ideal genüge und daß, wenn man sich daran hielte, kein Grund bestünde, neue Ligen zu gründen. Daraufhin gingen die Verleumdungen seitens der Blechs weiter. Irgendwelche harmlose Franzosen, die wir kaum kannten, wurden als «aggressiv» bezeichnet. Sie sagten uns, daß sie nicht einmal den Namen von Dr. Steiner erwähnen durften, ohne daß man ihnen eins draufgab. Blechs ärgerten sich auch sehr über die Freundschaft zwischen Dr. Steiner und Ihnen, und daß wir Ihre Arbeit so hoch schätzen, denn in Ausführung der Dekrete von Mrs. Besant hatten sie stets eine unerträgliche Art, über Ihr Werk von oben herab zu urteilen, wie kleine Eingeweihte, als die sie sich fühlen, obwohl sie alles aus zweiter Hand beziehen. Dann kamen sie darauf, daß man die Schweiz für Mrs. Besant retten müsse. Diese Idee brachten sie ihr bei, und das Genfer Manöver wurde erfunden, der erste formelle und offizielle Schritt im Werk der Zerstörung.**

Dies sage ich, weil Mr. Lévy in seinem im übrigen ausgezeichneten Briefe an Mr. Blech von dem illoyalen Verhalten von Mrs. Besant in bezug auf die Schweiz schreibt und dabei an das Urteil von Mr. Blech appelliert, scheinbar ohne zu ahnen, daß die Blechs selbst das ganze Komplott ausgeheckt hatten. Sollte es sich nur um eine Art handeln, ihnen höflich die Augen zu öffnen, so will ich nichts sagen. Ist es aber eine Illusion, die er sich macht, so sollte man ihn davon befreien.

Viel weniger schätze ich, was er an Frl. Boesé schreibt, denn da macht er

* Fräulein Boesé war ein französisches Mitglied, das zeitweise in Berlin wohnte und im Sekretariat in der Motzstraße mitarbeitete.

** «Genfer Manöver»: Seitens der Gegner von Dr. Steiner, das heißt der Anhänger von Mrs. Besant, war versucht worden, durch einen organisatorischen Trick Logen in der Schweiz, welche von Dr. Steiner gegründet worden waren, den Anschluß an die Deutsche Sektion zu erschweren oder unmöglich zu machen, indem vier Genfer Zweige sich formell umgruppierten und sieben Zweige bildeten, um die Gründung einer Landesgesellschaft zu ermöglichen. Dieser hätten sich dann nach den Statuten der Theosophischen Gesellschaft auch die übrigen Schweizer Zweige anschließen müssen, und es sollte dadurch der «Invasion» durch die Deutsche Sektion ein Riegel gesetzt werden.

einen unsicheren Eindruck. Schließlich hat Dr. Steiner jetzt gesagt, daß die einzige Antwort, die er der Präsidentin geben kann, diese ist: «Mit einer Persönlichkeit, die so leichtfertig über andere unwahre Behauptungen aufstellt, will ich nichts weiter zu tun haben.»* – Die also mit ihm gehen wollen, können nicht in einer Gesellschaft verbleiben, deren Generalversammlung die Handlungen der Präsidentin gutheißt und für die Ausschließung derjenigen stimmt, welche diese Handlungen verurteilt haben. Das ist doch ziemlich logisch. Auf jeden Fall kann Dr. Steiner im gegenwärtigen Moment nichts zu tun haben mit denen, die sich nicht entschließen können.

Übrigens zweifle ich nicht, daß Mr. Lévy sich entschließen wird. Es erstaunt mich nur, daß er einen Moment des Zögerns hatte. Und ich habe von dem Privileg unserer alten Freundschaft Gebrauch gemacht, um Sie über unsere Ansichten zu orientieren. Denn selbst wenn wir unsere Freunde im Ausland verlieren würden, so könnte das nichts mehr ändern. Wir machen keine Propaganda mehr, wir wollen eine saubere Situation. Ich stelle mir vor, daß die Kurse von Dr. Steiner im Auslande jetzt nur noch ein ganz kleines Auditorium haben werden, denn nur die Anthroposophen werden daran teilnehmen können, nicht die Theosophen. Das führt uns in die Zeit zurück, wo wir mit unserer Arbeit begonnen haben. In Deutschland wird sich nichts ändern; im Ausland werden die Vorträge ein ganz anderes Gepräge bekommen. Vielleicht wird man wieder atmen können. Wir haben einen Kursus im Haag vom 20.–29. März.** Anschließend findet ein Besuch in England statt und Kurse in den Skandinavischen Ländern.

Wie geht es Ihnen diesen Winter? Wie geht es Madame Schuré? Ich wage nicht den Wunsch auszusprechen, Sie eventuell beide im Haag zu sehen, denn ich weiß, daß Sie sich leicht erkälten und daß Sie bald an Ihre Frühlingsreise in den Süden denken werden. Einmal jedoch werden wir uns sprechen müssen. Wenn Sie doch einmal Ihre unvergleichlich elegante Schreibweise verwenden könnten, um diese ganze kleine Welt von falschen Eingeweihten, die aus Eitelkeit ihr Urteilsvermögen eingebüßt haben, erbarmungslos zu charakterisieren!

Verzeihen Sie diesen langen Brief, ich bin von Arbeit überhäuft, aber es war mir ein Bedürfnis, wieder einmal mit Ihnen zu sprechen. Bald kann ich Ihnen die Lebensbeschreibung von Dr. Steiner senden. Gegenüber den Erfindungen von Mrs. Besant wollte er sie uns in aller Öffentlichkeit vortragen, und sie ist stenographiert worden.***

Werden wir uns in München wohl sehen inmitten der Menge? Woran arbeiten Sie jetzt? Aber vor allem, wie geht es Ihnen?

Herr Steiner ist auf Reisen. Ihnen und Madame Schuré tausend Grüße.

M. Sivers

* deutsch im Original.

** Welche Bedeutung hat die okkulte Entwicklung des Menschen für seine Hüllen und sein Selbst? Haag, 20.–29. März 1913. 3. Aufl. GA 1957.

*** Skizze eines Lebensabrisses. Vortrag, gehalten in Berlin 4. Februar 1913. In: Briefe I. 2. Aufl. Dornach 1955.

(München) 14. März 1913

Lieber Herr Schuré,

Leider konnte ich nicht Zeit finden, um Ihnen sofort für Ihren Austrittsbrief* zu danken und Ihnen meine «höchste Zufriedenheit» dafür zum Ausdruck zu bringen. Dieser Brief hat alle die Eigenschaften, die für Sie charakteristisch sind und die mich stets entzücken: Klarheit, Eleganz, feine Psychologie und Kraft, die geradenwegs ihrem Ziel zustrebt. Ich habe ihn sofort für die Mitteilungen übersetzt und er wird in der nächsten Nummer erscheinen. Für diejenige, die, wie ich hoffe, bereits in Ihren Händen ist, war es schon zu spät. Ich kann es nur hoffen, denn ich mußte Berlin am vorigen Samstag trotz vieler Arbeit und einer Erkältung verlassen wegen des Todes unserer lieben Freundin Oda Waller (die 1911 Hermes und Luna gespielt hat). Es war ein sehr schöner Tod. Jetzt ruht sie unter den Tannen, doch fühlen wir sie sehr lebendig um uns herum und Kräfte sendend für unsere Arbeit.

Diesen Sommer können wir in München kein Theater bekommen. Das Gärtnerplatz-Theater wird umgebaut, und die anderen sind zu klein oder anderweitig in Anspruch genommen. Es wäre so schade, wenn dieser Rhythmus diesen Sommer unterbrochen werden müßte, aber vielleicht würde das den nötigen Impuls geben, um sofort irgendwo anders zu bauen, wenn es hier nicht geht. München wird wieder einmal seine Chance verpassen, dank seinen konservativen Stadtvätern.

Es kann sein, daß wir an einem andern Orte spielen, aber dann gibt es ein großes Elend mit den Kulissen und den ganzen sonstigen Requisiten.

Darf ich nebenbei fragen, was Ihr neues Drama macht? Das, was zur Zeit der Druiden spielt. Und wird es ganz und gar Liebe und Leidenschaft werden? Oder mehr Mysterium?

Das ist ja ganz reizend, daß Madame Schuré Mitglied der Anthroposophischen Gesellschaft werden will. Wir waren entzückt und Mieta Waller und ich schicken ihr einen Kuß auf ihre liebe Hand.

Ihr Brief hat mich sehr amüsiert mit seiner Beschreibung unserer Kämpfe.** Ich habe ihn wirklich genossen. Aber ich bin ganz sicher, daß ich Fräulein Boesé nicht gesagt habe: «ich erwarte von Ihnen . . .»; vielleicht habe ich gesagt: «ich hoffe, daß . . .». In jedem Falle hätte ich mir eine so kategorische Ausdrucksweise nicht erlaubt.

Aber Monsieur Lévy hat nichts geschrieben. Sein Brief an Monsieur Blech war sehr gut, weil er auf den wesentlichen Punkt kam: die mangelnde Ehrlichkeit. Warum zögert er? Jetzt handelt es sich nicht darum, eine Doktorarbeit zu schreiben. Ich schließe, um diesen Brief sicher absenden zu können,

mit Grüßen und Wünschen M. Sivers

* *Schurés Austrittsbrief*: abgedruckt in Nr. 1, 2. Teil der oben genannten Mitteilungen, April 1913.

** *«Ihr Brief hat mich sehr amüsiert»*: Schuré schreibt an Marie von Sivers, er habe erfahren, daß sie eine sehr kategorische Stellungnahme von ihm erwarte.

(Meran) 25. April 1913

Lieber Herr Schuré,

Nachdem ich drei Wochen hindurch mit verschiedenen Arbeiten in der reinen Luft von Meran verbracht habe, packe ich meine Koffer, um morgen mit Herrn Steiner unsere kurze Reise nach England anzutreten.* Für Paris werden wir leider nur zwei Tage haben, denn der 7. wird für die Reise benötigt, und am Morgen des 10. müssen wir uns nach Köln aufmachen.

Es wird uns eine große Freude sein, die beiden Abende mit Ihnen zu verbringen. Herr Steiner ist nicht da, und ich kann daher für ihn nicht antworten, aber ich bin sicher, daß er seine Tage so einrichten wird, um abends bei Ihnen sein zu können.

Ich verstehe, daß es Gründe geben kann, welche Sie zögern lassen, die Stellung eines Ehrenpräsidenten anzunehmen, und daß Sie es vorziehen, in Frieden auf Ihrem künstlerischen Felde zu arbeiten.

Ich freue mich sehr darauf, in einigen Monaten das Drama von der «Druidin» zu lesen. Ich frage mich, ob es uns möglich sein wird, die Aufführung der «Soeur Gardienne» zustande zu bringen. Ich hätte keine Bedenken, wenn man einen ganzen Monat nur ihr widmen könnte. Aber in einem Monat zwei neue Dramen, deren Übersetzung in zwei Etappen erfolgen muß (erst die meinige in Prosa und dann die Rhythmen durch Dr. Steiner), dazu zwei Wiederholungen, und die ganzen Inszenierungen mit ungehobelten und undisziplinierten Kräften, – alles das scheint mir doch das Menschenmögliche zu übersteigen.** Dazu kommt, daß man die Arbeit ganz erschöpft und gebrochen vor Müdigkeit von den vorherigen Anstrengungen auf anderen Gebieten anfängt. Wir werden sehen.

Es wird uns sehr leid tun, Sie nicht unter uns zu haben, aber wir verstehen, daß dieser Münchner Zyklus*** mit etwa tausend Personen Sie ganz besonders anstrengen muß. Ich bin sehr froh, daß die etwas riskierte Expedition nach Den Haag Ihnen nicht geschadet hat, und hoffe, daß die sommerliche Kur den gewünschten Erfolg erzielt.

Wir hatten Schwierigkeiten, ein Theater zu finden, haben aber jetzt das Volkstheater in München, das 1200 Personen faßt, vom 16.–22. August gemietet.

Es ist mir eine große Freude, die Mitgliedskarte für Madame Schuré zu schicken, und ich sende ihr meine herzlichsten Grüße und Wünsche, ebenso an Sie selbst.

M. Sivers

* *Reise nach England*: Die beiden Vorträge in London fanden am 1. und 2. Mai statt (Okkulte Wissenschaft und okkulte Entwicklung, Christus zur Zeit des Mysteriums von Golgatha und Christus im 20. Jahrhundert).

** Für dieses Drama («Die Seelenhüterin») wurde von M. v. Sivers und Rudolf Steiner ein deutscher Text geschaffen, der im Manuskript vorliegt. Die Übersetzung bricht mit dem 3. Akt ab. Zu einer Aufführung kam es nicht.

*** *Münchner Zyklus*. Die Geheimnisse der Schwelle, München 24. – 31. August 1913. 3. Aufl. GA 1960.

17. November 1913

Lieber Herr Schuré,

Wie jedes Mal, wenn ich eine Nachricht von Ihnen erhalte, sind Sie mir vorher im Traum erschienen und vorübergegangen. Diese kurze Erscheinung ist wie immer mit solcher Klarheit aufgetreten, daß ich es Dr. Steiner am Morgen erzählt habe. Den Tag darauf kam das Buch mit Ihren Zeilen.*

Danke für diesen Gruß. Ich bin sehr froh, daß die Jugend sich um Sie schart, und ich hoffe, daß das Buch Anerkennung finden wird. Die Einleitung habe ich bereits mit diesem tiefen Gefühl der Befriedigung gelesen, welche ich bei jeder Kristallisierung Ihrer Gedanken empfinde.

In Gedanken habe ich Ihnen so manche Postkarte geschrieben während des Oktobers, wo ich Gelegenheit hatte, einige Gipfel der norwegischen Berge in der Umgebung von Bergen zu besteigen. Die Feierlichkeit der Landschaft war tief beeindruckend. Die sich bis zum Horizont aneinanderreihenden Fjorde, bis dahin, wo man in weiter Ferne die hohe See erblickte, ließen mich das Sehnsuchtsgefühl in der Seele der alten Wikinger begreifen, den stürmischen Drang, an dieses Meer zu gelangen und es zu durchqueren, anstatt sich im eigenen Lande festzuwurzeln, den Drang nach den normannischen Küsten und weiter nach England, Sizilien und den griechischen Inseln. In der frühesten Zeit ist ja sogar durch eine Fürstenwahl das entfernte Rußland zur Beute dieser raumdurstigen Seelen geworden. Und der Raum, den sie aufsogen, bemächtigte sich ihrer und trug sie fort.

Aber kaum aus dem Gebirge heruntergestiegen, überflutete mich der Strom der Menschen, und jede Minute war in Anspruch genommen in der Art, die Sie ja schon kennen. Meine Grüße von den Gipfeln mußten selbst ihren Weg finden. Aber ich zweifle, daß sie die nötige Klarheit hatten, um von selbst ganz allein an ihr Ziel zu gelangen.

Mit Freude und Interesse erwarte ich die bevorstehende Veröffentlichung der «Druidin». Herr Steiner arbeitet wie noch nie und gleicht einer brennenden Kerze.

Mit unseren Wünschen und herzlichen Grüßen

M. Sivers

* *Schurés Buch*: «Confession philosophique», abgedruckt in Roux et Veyssié, Edouard Schuré, son oeuvre et sa pensée, Paris 1914. Der Autor bezeichnet es in einem Brief an M. v. Sivers vom 9. Dezember 1913 als einen Versuch, dem großen Publikum verständlich zu machen, wie er zur Theosophie gekommen ist.

Dornach, den 12. März 1914

Lieber Herr Schuré,

Es scheint mir, daß ich Ihnen schon lange geschrieben habe, um Ihnen für Ihre Sendung der «Druidin» zu danken*, welche ich mit so viel Interesse erwartete und die ich mit meiner ganzen Seele gelesen habe. Der Atem der Zeit hat mich sofort ergriffen und mich von der Gegenwart völlig hinweggehoben in den wenigen Stunden, die ich dem überstürzten Gange der täglichen Ereignisse mit allen ihren Anforderungen entreißen konnte. Ich hätte begreifen müssen, daß meine Gedanken, wenn sie sich nicht in Form von geschriebenen Worten vor Ihren Augen präsentierten, Sie auch nicht erreichen könnten. Aber die Tage glitten vorüber und waren so angefüllt, daß ich gänzlich eingetaucht wurde und fortgerissen von einem Strom von Ländern, Eisenbahnzügen, Vortragssälen, Werkstätten aller Art . . .

15. März

Schon wieder drei Tage vergangen. Ich muß nämlich, abgesehen von meiner eigenen Arbeit, Herrn Steiner bei allen Ausgängen begleiten. Es bedeutet für ihn eine gewisse Hilfe, und da dies nun einmal mein Schicksal ist und ich durch meine Anwesenheit das Gewicht, das er tragen muß, ein wenig erleichtern kann, so würde mich nichts von einer so teuren Pflicht zurückhalten.

9. April

Nun habe ich Sie wieder vernachlässigt. Und mein Herz klagt laut, denn es beehrte dringend zur Taufe Ihres letzten geistigen Kindes herbeizueilen, dessen Ankunft es mit so viel Ungeduld erwartete. Ich hätte Ihnen sofort die paar Worte schreiben sollen, die mir zu armselig erscheinen, anstatt die ruhige Stunde abzuwarten, die nie kommt oder höchstens in Form totaler Erschöpfung.

Immerhin konnte ich während einer dieser Stunden, die ich anderen widmete, Fräulein Waller und meiner aus Rußland gekommenen Schwester das Drama vorlesen. Die Stunde hat sich bis in die Nacht hinein verlängert. Die Helden gewannen Leben, die Vergangenheit regte sich in uns, und der Lärm des Ozeans, das Bild der heiligen Stätten füllte unsere Seelen. Schon fühlten wir den Atem des Dichters und versuchten, das Geheimnis seiner Personen zu ergründen, indem wir sie mit unserem eigenen Leben erfüllten und sie sich bewegen und handeln ließen. Aber die Kämpfe der rauhen Krieger verlangen Darsteller mit entsprechenden Staturen und Muskeln, und das Spiel der Leidenschaften könnte nicht «entromanisiert» (verzeihen Sie diese Sprachfreiheit) werden. Es bleibt uns also nur der Traum, dieses Werk einmal auf einer richtigen Bühne zu sehen.

* «La Druidesse» bildet den 4. Band von Schuré's «Le Théâtre de l'Âme» und erschien 1914.

18. April

Ich werde diesen Brief nie abschicken, wenn ich mich nicht entschliefse, meine Gedanken abzubrechen, auf den Ausdruck meiner Gefühle zu verzichten, überhaupt alles Persönliche beiseite zu lassen. Ich sage darum nur einfach danke für alles, was Sie uns gaben und was Sie uns ahnen lassen, und für die Welt von Poesie, welche Sie in mir erwecken, wenn ich etwas von Ihnen lese. Ich darf aber dabei nicht verweilen, ich gehöre durch mein tägliches Leben einer Welt von tausend Armen und tausend Mündern, die mich umringen und mich in Stücke reißen. Soeben war ich in Wien, jetzt bin ich wieder in Dornach. Wenn ich Ihnen eine Beschreibung des wimmelnden Lebens hier geben wollte, so würde dieser Brief nie abgehen. Ich verzichte also. Ich bitte um Verzeihung, Ihnen nicht gleich geschrieben zu haben, denn das macht mich glücklich zu glauben, daß dieses Wort gut aufgenommen worden wäre. Aber wenn die Maschinen laufen, stehen die Räder nicht still, ja sie dürfen nicht stillstehen, die Bewegung ist Meister, bestimmt alles und erhört keine Bitte. Ich weiß nicht, ob Sie mir in Ihrem Künstlerleben noch das Verständnis und die Sympathie weiterhin entgegenbringen können, welche ich genossen habe, als ich noch einen ausgerichteten Geist hatte, aber ich hoffe immer auf Ihre Nachsicht zählen zu dürfen. Vielleicht gewährt uns das Schicksal in den kommenden Monaten, uns einmal zu sehen, da Dornach ja nicht so weit von Ihnen entfernt ist wie Berlin. Vielleicht kommen Sie einmal anschauen, was hier geschieht. Man hofft jetzt auf die Eröffnung des Baues im Dezember. Für den August ist nicht damit zu rechnen.

So sage ich also Adieu, Verzeihung und danke. Ich hoffe, daß Sie und Madame Schuré gut den Winter verbracht haben. Hier sind wir mitten im schönsten Frühling. Die Säulen des Tempels erheben sich, die Architraven entfalten wunderbare und majestätische Linien, und es ist schön, die Gruppen von Holzschnitzern im Zuge dieser Linien hängen zu sehen mit ihren verschiedenen Attitüden, ihre kräftigen und geschickten Bewegungen zu verfolgen, die Musik der Hammerschläge zu vernehmen, welche der harten Materie die Formen entreißen, und sich den Tag vorzustellen, wo das Drama und die Dichtkunst sich unter diesen Linien entfalten werden und wo auch Sie zu den Unsrigen gehören werden. Wenn man das bedenkt, bedeuten die Anstrengungen nicht viel.

Herr Steiner bittet mich, Ihnen seine Grüße und Empfehlungen zu senden. Beste Wünsche und Grüße an Madame Schuré.

M. Sivers

ZUM INHALT DES VORLIEGENDEN HEFTES

Vor einem Vierteljahrhundert wurde auf der Bühne des Goetheanums der gesamte «Faust» zum ersten Mal in der Geschichte ungekürzt aufgeführt. Damit wurde eine künstlerische Arbeit gekrönt, deren sichtbaren Ausgangspunkt die erste eurythmische Darstellung der Osterszene am 4. April 1915 bildet. Im Grunde reicht die Geschichte der «Faust»-Aufführungen aber weiter zurück; umschließt sie doch überhaupt die bedeutende Rolle Goethes im Lebenswerk Rudolf Steiners. Angeregt durch seinen Lehrer Karl Julius Schröer, las der Neunzehnjährige zum ersten Mal den «Faust». Goethe sind seine ersten publizistischen Arbeiten gewidmet. Seine Erkenntnistheorie knüpft methodisch an Goethes Naturbetrachtung an, um dann in der «Philosophie der Freiheit» über diese hinaus zur Idee einer höheren sittlichen Weltordnung zu führen. Eine epochale Bedeutung kommt dem zum 150. Geburtstag Goethes am 28. August 1899 erschienenen Aufsatz «Goethes geheime Offenbarung» zu, denn hier spricht Rudolf Steiner zum ersten Mal öffentlich über den esoterischen Gehalt des «Märchens von der grünen Schlange und der schönen Lilie».* Die Tatsache, daß Rudolf Steiner auch innerhalb der Theosophischen Gesellschaft von allem Anfang an eine dem mitteleuropäischen Geist verbundene, von östlicher Überlieferung unabhängige Geisteswissenschaft vertreten hat, erhellt klar und unwiderleglich aus seinen Beiträgen zu den Jahrestagungen der Föderation Europäischer Sektionen der Theosophischen Gesellschaft. Schon in seinem Londoner Vortrag vom 4. Juli 1903, dessen Autoreferat unter dem Titel «Theosophie und deutsche Kultur» in den Gesammelten Aufsätzen «Luzifer-Gnosis 1903–1908» (GA 1960) enthalten ist, verweist Rudolf Steiner auf die geistgemäße Methodik der Goetheschen Naturanschauung, die spirituellen Wahrheiten im «Faust» und die tiefe Symbolik des «Märchens». Dies bildet nun das Generalthema seines ebenfalls in London gehaltenen Kongreßvortrags vom 10. Juli 1905. Unter dem Titel «Die okkulte Grundlage in Goethes Schaffen» liegt ein handschriftliches Autoreferat dieses Vortrags vor, das hier zum ersten Mal veröffentlicht wird. Es wird ebenso wie die Autoreferate der 1904 in Amsterdam und 1906 in Paris gehaltenen Kongreßvorträge in den in Vorbereitung befindlichen Aufsatzband der Gesamtausgabe «Philosophie und Anthroposophie 1904–1918» aufgenommen werden.

Zu Beginn seiner Ausführungen nennt Rudolf Steiner die «Theosophie», wie er sie vertritt, den eigentlichen Quell der Dichtung und Weltanschauung Goethes und zugleich ein dem deutschen Volksgeist zutiefst verwandtes Element. Es ist von außerordentlicher Bedeutung, daß Rudolf Steiner bereits zu diesem Zeitpunkt und in diesem ihm wesensfremden Milieu auf die überationale Sendung des mitteleuropäischen Volkstums hinweist, die er, anknüpfend an Goethe und Schiller und an die klassische Philosophie des deutschen Idealismus, den Deutschen selbst namentlich auch in der Zeit des Krieges immer wieder ins Bewußtsein zu rufen versucht hat.** Von verschiedenen Seiten her wird in dem vorliegenden Autoreferat der universale Charakter des Goetheschen Werkes gekennzeichnet, wobei auch wesentliche und teilweise wohl weniger bekannte Gesichtspunkte für das Verständnis der «Faust»-Dichtung entwickelt werden.

Als *Kunstdruckbeilage* bringt das Heft eine *Kostümskizze von Rudolf Steiner* zur klassischen Walpurgisnacht, welche die drei Phorkyaden darstellt. Aus der Zeit, in der diese Skizze offensichtlich entstanden ist, stammen die *Notizbuch-*

* Mein Lebensgang. GA 1962. XXX. Kap.

** siehe hierzu auch: Nachrichten Nr. 7 Ostern 1962.

eintragungen vom September 1918. Es folgen zwei Spruchworte von Rudolf Steiner, von denen das eine auch im *Faksimile* wiedergegeben ist. Sie sind eine Abwandlung der Ariel-Worte aus dem I. Akt des zweiten Teils, in denen Goethe nach Rudolf Steiners Worten die Beziehung der Aura des Schlafenden zu den Elementargeistern in der ästhetisch-geistigen Sphäre schildert. In seiner Umdichtung beschreibt Rudolf Steiner den entsprechenden Vorgang, der sich für den Menschen einmal in der Weisheits-Sphäre, zum anderen in der Moralitäts-Sphäre abspielt. Auf einige wesentliche Zusammenhänge wird in den anschließenden *Bemerkungen zu den Spruchworten* hingewiesen.

Unter dem Titel «*Was sind unsere Ziele?*» schrieb Marie Steiner ein Geleitwort zur ersten Gesamtaufführung des «Faust» im Jahre 1938. Daß dieses einzig dastehende Unternehmen überhaupt möglich wurde, ist ihrer genialen Intuition und ihrer unermüdlichen, aufopfernden Arbeit zu verdanken. Ihr gelang es, durch viele Jahre strenger Schulung hindurch in den Mitwirkenden die Bewußtseinskräfte zu wecken, die allein den Erfordernissen einer zukunfts tragenden Bühnenkunst im Sinne Goethes und Rudolf Steiners gerecht werden können. So ist dieses Geleitwort der nächsten Mitarbeiterin Rudolf Steiners ein Bekenntnis zu den künstlerisch-spirituellen Intentionen, denen das Goetheanum nach dem Willen seines Schöpfers dienen soll.

Es folgt im *Faksimile* der Spruch auf Goethe, den Rudolf Steiner zum Programm der Aufführung von «Fausts Himmelfahrt» am 15. August 1915 verfaßte.

Einen unmittelbaren Einblick in die Arbeit an den ersten «Faust»-Szenen verschafft Assia Turgenieff mit ihrem Beitrag «*Einige Erinnerungen an die ersten Dornacher Faust-Aufführungen 1915–1918*».

Zu der Frage «*Wollte Goethe im Chorus mysticus doch «Erreichnis» sagen?*» fand sich der Verfasser dieses Beitrags durch eine in diesem Zusammenhang bisher nicht berücksichtigte briefliche Aussage des Dichters veranlaßt. Die Adressatin, welcher der Dreiundsechzigjährige seine orthographischen «Unarten» gesteht, eine Angehörige der österreichischen Hocharistokratie, stand durch ihren Stiefsohn Graf Moritz O'Donell dem Freundeskreis um Adam Müller nahe und erfreute sich des besonderen Wohlwollens Goethes.

Die *Briefe von Marie von Sivers an Edouard Schuré*, mit deren Veröffentlichung in Heft 6 der «Nachrichten» begonnen wurde, kommen mit den hier abgedruckten Briefen aus den Jahren 1913 und 1914 zum Abschluß. Aus dem Briefwechsel aus früheren Jahren (1902–07) soll demnächst noch einiges mitgeteilt werden.

g.



Rudolf Steiner: Kostümskizze zu Faust II, Klassische Walpurgisnacht, «Phorkyaden». 1918

INHALT

	Seite
Zum Inhalt des vorliegenden Heftes	35
Rudolf Steiner: Die okkulte Grundlage in Goethes Schaffen. Autoreferat eines Vortrages, gehalten am 10. Juli 1905 in London	1
Notizbuch-Eintragungen von Rudolf Steiner. Dornach, 27., 28., 29. September 1918 und 11. September 1916	15
Worte von Goethe und Rudolf Steiner: Das Ergriffenwerden des Menschen von Weisheit, Schönheit und Güte. Mit einem Faksimile	16
<i>Edwin Froböse</i> : Bemerkungen zu den vorangegangenen Spruchworten von Rudolf Steiner	18
Marie Steiner: Was sind unsere Ziele? Geleitwort zur «Faust»-Gesamtauf-führung, Dornach 1938.	19
Faksimile eines Spruches von Rudolf Steiner: Goethe. Zum Programm der Aufführung von «Fausts Himmelfahrt». Dornach, 15. August 1915	22
<i>Assia Turgenieff</i> : Einige Erinnerungen an die ersten Dornacher «Faust»-Aufführungen 1915–1918	22
<i>Edwin Froböse</i> : Wollte Goethe im Chorus mysticus doch «Erreichnis» schreiben?	25
Briefe von Marie von Sivers an Edouard Schuré. Aus dem Französischen übersetzt und eingeleitet von Robert Friedenthal	26
Kunstdruckbeilage: Kostümskizze von Rudolf Steiner zur «Klassischen Walpurgisnacht». Die drei Phorkyaden. Die Zeichnung auf dem Umschlag wurde nach einer Bleistiftskizze Rudolf Steiners leicht verkleinert reproduziert.	

Herausgeber: Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung, Dornach (Schweiz),
Rudolf Steiner-Halde

Redaktion: Wolfram Groddeck, Baden-Baden, Fremersbergstrasse 34a

Administration: Verlag der Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung,
Dornach (Schweiz), Haus Duldeck. Postscheckkonto Basel V 21982
Für Deutschland: Karlsruhe 70196

Druck und Versand: R. G. Zbinden & Co., Basel, St. Albanvorstadt 16

Preis des Einzelheftes Fr. 3.60/DM 3.30

Erscheinungsweise zwanglos mehrmals im Jahr